

VEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 38.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 4. Oktober 1897.

Vierteljährlich 2¹/₂ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

An unsere Leserinnen.

Daß die Poesie ein Gemeingut der Menschen geworden, hat schon Altmeister Goethe gesagt, und auch Viktor Schöffel weist mit den launigen Worten darauf hin: „Eigner Sang erfreut den Biedern, denn die Kunst ging längst ins Breite; seinen Hausbedarf an Liedern schafft ein jeder selbst sich heute.“

Hunderte und Aberhunderte auch unserer Leser liegen heute — mehr oder minder erfolgreich — der Dichtkunst ob. Das beweisen die ungezählten poetischen Zuschriften, die uns mit der „dringenden Bitte um Abdruck“ aus unserm Abonnementkreise zugehen.

So dürfte denn die Anregung einiger Freundinnen unsres Blattes, „einen poetischen Wettstreit der Bazarleserinnen hin und wieder zu veranstalten“, garnicht unzeitgemäß erscheinen. Wir haben daher in Erfüllung dieses Wunsches beschlossen, einen solchen Wettstreit zu veranstalten und laden alle unsre poetisch veranlagten Abonnentinnen hierdurch ein, uns

ihre Gedanken über „die Poesie des Fächers“ in einem kurzen — ernst oder heiteren — Gedicht (8 bis 16 Verszeilen) bis zum 15. November d. J. mitzuteilen. Jeder Zuschrift bitten wir die genaue Postadresse und die Abonnementquittung zur Legitimation der Einsenderin beizufügen.

Für diejenigen drei Gedichte, die wir nach Form und Inhalt als bestgelungen erachten und veröffentlicht werden, bestimmen wir als Preis die auf S. 460 bildlich wiedergegebenen Fächer: 1. einen sehr kostbaren, von dem Berliner Fächermaler Georg Schöbel auf Seide gemalten Ballfächer, den der Künstler für die große Berliner Kunstausstellung geschaffen hatte; 2. einen wertvollen Ballfächer aus weißen Marabufedern; 3. einen eleganten, mit rosa Flittern kunstvoll verzierten Fächer neuester Mode in Kabriolettform.

Redaktion und Administration des „Bazar“.

Sine Jugendliebe.

Novelle von Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

In einem mit gediegenem Luxus ausgestatteten, dunkel gehaltenen Arbeitszimmer sitzt eine junge Frau vor dem Schreibtisch. Sie ist mit dem Ordnen von Briefen und Manuscriptblättern beschäftigt. Ihre Bewegungen sind rasch und energisch, auf ihrer hohen Stirn liegt ruhiger Ernst, in ihren Augen weiche Träumerei, um ihren feingeschnittenen Mund spielt ein frohes Lächeln.

Es ist ein seltsames Gemisch von Kindlichem und beinahe Männlichem im Antlitz dieser Frau. Ihr Leben prägt sich in ihm aus...

Ihr Vater war französischer Gymnasialprofessor in einer kleinen deutschen Stadt. Einst hatte er hochfliegende Pläne, träumte von einer wissenschaftlichen Karriere; aber das Leben löschte mit seinen düstern Fittichen alle grellen Farben der Hoffnung aus. Was übrig blieb, war die graue Wirklichkeit: eine bescheidene, auskömmliche Stelle, ein bescheidenes häusliches Glück an der Seite einer bescheidenen, kleinen deutschen Frau; bescheidene Freuden, bescheidene Schmerzen und schließlich ein sanfter Tod, der sich, ohne Aufhebens zu machen, seiner bemächtigte, wie sich das Leben seiner bemächtigt hatte.

Die bescheidene deutsche Frau weinte ihrem Gatten warme Thränen nach, und die siebzehnjährige Blanche schluchzte tagelang krampfhaft in ihr Kissen hinein. Sie war ein feines, zartes Ding, von jener geistigen Schönheit, die das Körperliche nahezu vergessen läßt. Sie war der Abgott des Vaters gewesen, der ihre hervorragenden geistigen Eigenschaften frühzeitig erkannte und alles that, was in seiner Macht stand, um sie zu entwickeln. Blanche wurde eine ungewöhnliche Bildung zu teil; denn auch die Kollegen ihres Vaters interessierten sich für das hübsche, aufgeweckte Mädchen und gaben ihm Privatunterricht, jeder in seinem Fach.

Die deutsche Mutter, an kleine, beschränkte Verhältnisse gewöhnt, wollte nicht recht begreifen, „wohin aus das mit der Blanche sollte“, und dabei sprach sie den hübschen französischen Namen ihrer Tochter stets so schlecht aus, daß der Vater sich lächelnd die Ohren zuhielt und sagte: „Wenn eine Mutter nicht kann gut aussprechen den Namen von der Tochter, so ist das eine groß' Schand.“

Blanche lernte als Kind alles in deutscher Sprache, beherrschte aber die französische vollständig und zog sie aus Vorliebe für den Vater der deutschen vor. Vater und Tochter saßen oft lange in der Dämmerstunde in dem einfachen Studierstübchen plaudernd zusammen, und Blanche lauschte andächtig den Worten des Vaters, wenn er ihr von seinen Jugendträumen, von seinen himmelstürmenden Erwartungen erzählte. Sie fühlte dann die ganze Bitternis, lahm gelegt zu sein, und auch in ihrer Seele erhob sich mächtig ein Sehnen nach Ruhm, nach dem Segeln im offenen Meer...



Gesellschaftswillette.

Beschreibung Seite 459.

Aber sie wußte ihrem Sehnen keinen andern Ausdruck zu geben, als indem sie rief: „Papa, ich möchte berühmt werden, möchte mir einen großen, stolzen Namen machen!“

Und der bescheidene, kleine Lehrer fuhr ihr dann mit zitternder Hand über die glühende Wange und murmelte: „Mein Kind, mein liebes Kind!...“

Nun war er tot. Und Blanche blieb allein zurück mit ihrem Sehnen und Wünschen. Allein; denn ihre Mutter verstand sie nicht.

Blanche, meinte sie, sollte lieber einen Schneiderkursus durchmachen und die Kochschule besuchen als hinter den Büchern sitzen. „Entweder kamst du dich zur Stütze einer Hausfrau heranbilden, was jetzt in Deutschland fast noch einträglicher und immer noch angenehmer ist, denn sich als Gouvernante mit ungezogenen Rangen zu plagen — oder aber du findest einen tüchtigen Mann. In beiden Fällen ist Schneidern und Kochen wichtiger als französisch plappern und Servinius lesen.“

Blanche antwortete nichts. Vielleicht mochte sie fühlen, daß ihre Mutter mit ihren praktischen Erwägungen recht hatte...

Und dann — sie liebte die kleinlichen Zänkereien nicht. Sie legte also ihre Bücher beiseite und lernte kochen und schneiden. Da kam sie denn mit Mädchen ihres Alters zusammen, und sie wunderte sich selbst, wie lustig es doch sei, mit Altersgenossinnen zusammen zu sein. Sie, die immer nur mit ernsten Männern, den Kollegen ihres Vaters, verkehrte, die, wie ein tüchtiger Student, emsig, bis in die Nacht hinein geistig gearbeitet hatte — sie wurde plötzlich ein Kind. Und mit dem Uebermut, der Vergnügungssucht des Kindes erwachte in ihr der Drang nach Verkehr mit Altersgenossen.

Mit besonderer Herzlichkeit schloß sie sich an zwei Schwestern Rendal an, die die Kochschule besuchten und ihr beide freundlich entgegenkamen. Sie waren aus gutem Hause, wohlhabend, und es haftete ihnen jenes undefinierbare Parfüm soliden Bürgertums an, das beinahe das Spießbürgerliche freist.

Sie forderten „Lehrers Blanche“ auf, sie zu besuchen. Sie fühlte sich gleich heimisch in den behaglich ausgestatteten Räumen, an dem runden Tisch im Speisezimmer, wo die beiden Schwestern mit einer Handarbeit beim Schein der großen Hängelampe saßen, und die Mutter Patience legte.

Frau Rendal war Witwe eines begüterten Kaufmanns und stammte selbst aus einer angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilie. Sie hielt sich gerade, ein wenig steif, wie die meisten Hamburgerinnen, und druckte auf ihre Visitenkarten und auf ihr Hauschild: „geborene Körne“. Sie war unbeschreiblich stolz auf ihren Urgroßvater, der die Firma Körne, ein Kaffee-Exportgeschäft, begründet hatte, und war der Ansicht, daß sie, wenn auch aus glühender Liebe, so doch eine unverzeihliche Mesalliance geschlossen, indem sie ihren Gatten Rendal geheiratet, der sich aus eigener Kraft emporgearbeitet hatte.

Außer ihrem Familienstolz besaß Frau Rendal nur eine alles verdunkelnde Leidenschaft: die Liebe zu ihren Kindern. Es war das eine eigentümliche, finstere, eifersüchtige Liebe. Sie war nie zärtlich zu ihnen, nie weich, aber sie fühlte sich nur ruhig und glücklich, wenn ihre Kinder um sie waren. Sprach man zu ihr davon, daß die Mädchen bald heiraten könnten, so zog sie die Augenbrauen zusammen und antwortete in beinahe bösem Ton: „Ich meine, das eilt nicht. Die Mädchen sind ja bei mir gut aufgehoben. Haben's Gottlob nicht nötig, der Versorgung nachzulaufen.“

Mehr noch als die Mädchen liebte sie ihren Sohn. Paul Rendal war allerdings ein ungewöhnlich schöner und ausnehmend begabter Mensch. Als Blanche zum erstenmal das Rendalsche Haus betrat, war er Student im zweiten Semester. Er studierte Theologie. Seine Mutter hätte lieber gesehen, er wäre ein großer Kaufherr in Hamburg geworden, aber die glänzenden Fähigkeiten ihres Sohnes gewaltsam zu unterdrücken, dazu fühlte sie nicht den Mut. Und dann — die Hauptsache war, daß er bei ihr blieb. Theologie nannte sie ein „ruhiges Studium“. Gegen Medizin hätte sie lebhaft opponiert, künstlerische Bestrebungen gar — niemals anerkannt.

Paul war ihr Abgott. Das ganze Haus drehte sich um ihn. Seine Wünsche wurden Befehlen gleich geachtet. Aber er wünschte selten. Er war eine ruhige, starre Natur, träge im Fühlen, aber zäh. Seine Ausnahmestellung im Hause betrachtete er als etwas Natürliches, ohne sie darum im geringsten zu mißbrauchen.

Er war nicht expansiv, sondern still, in sich abgeschlossen, von jenem harmlosen Egoismus, zu dem die meisten gutmütig veranlagten, aber über Verdienst angestaunten Menschen inklinieren.

Seine Familie hielt ihn für den schönsten und klügsten Mann, seine Professoren priesen laut seine ungewöhnliche Begabung und seinen eisernen Fleiß; Gelegenheit, eine schlechte oder kleinliche Handlung zu begehen, war ihm nie geboten — kein Wunder also, daß er sich für einen der Vollkommensten dieser Erde hielt.

Dieses Bewußtsein des eigenen Wertes hatte ihn von allen oberflächlichen Vorgängen, vom Verkehr mit flachen Menschen, ja sogar von dem mit der Sturm- und Drangperiode engerverbundenen Verlieben abgehalten. Er lebte mit seinen zweiundzwanzig Jahren in seiner Familie wie ein weltfremder oder, besser gesagt, weltverachtender Sonderling. Zwei geistig begabte Freunde genügten seinem Verkehrsbedürfnis.

Da lernte er Blanche kennen. Das ausgelassen, kindisch heitere Geschöpf mit dem ungewöhnlichen Wissen, der geistigen Reife, zog ihn mächtig an, ohne daß er sich über die Art seiner Sympathie gleich klar wurde. Er verkehrte mit ihr äußerlich wie mit seinen Schwestern — ruhig, freundlich, ohne das leiseste Zeichen von Befangenheit, und Frau Rendal freute sich, daß ihr Sohn sich jetzt nicht mehr gleich nach den Mahlzeiten in sein Studierzimmer zurückzog, sondern mit Blanche, die bald ein täglicher Gast im Rendalschen Hause war, lebhaft, endlose Gespräche führte.

Er dozierte immer ein wenig dabei. Seine Mutter und die Schwestern bewunderten sein Wissen, seine Gabe, sich gewandt und sicher auszudrücken, und wunderten sich im Stillen, daß Blanche so tapfer auf alles antwortete, ohne im geringsten eine ihrer Meinung nach erforderliche scheue Ehrfurcht zu zeigen.

Im Gegenteil, sie opponierte, wo sie nur konnte, parierte lachend alle Angriffe und schreckte garnicht davor zurück, den „großen Mann“, wie sie ihn scherzend nannte, zu necken oder ihm eine kleine Strafpredigt zu halten, wenn sie etwas an ihm zu rügen fand.

Manchmal holte Paul ein ernstes Buch hervor, um daraus vorzulesen. Frau Rendal wagte dann nicht mehr Patience zu legen, die Schwestern unterbrachen ihre Arbeit, und Blanche lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

An das Gelesene schloß sich meist eine kleine Diskussion zwischen Paul und Blanche. Frau Rendal gab hier und da aus ihrer Erfahrung heraus ein Urteil ab, die Schwestern aber lächelten, klopfen Blanche halb freundschaftlich, halb neidvoll auf die Schulter und meinten: „Sei nicht so geistig — sonst trauen wir uns nicht mehr mit dir zu reden.“

Nach einem stillen Uebereinkommen begleitete Paul das junge Mädchen abends nach Hause. Und dann sprachen sie noch einmal alles lebhaft durch und sagten mehr und sagten es besser, als sie es dort am runden Tisch vermocht hatten. Manchmal hatten sie sich noch nicht völlig ausgesprochen, wenn sie vor Blanches Hausthür kamen. Dann kehrten sie einfach um und gingen lebhaft plaudernd in der Straße auf und ab, bis Blanche lachend ausrief: „Jetzt wird's aber Zeit, daß ich heimkomme.“

Einmal regnete es heftig, und da Blanche keinen Schirm mitgenommen, sagte ihr Paul auf der Straße: „Nehmen Sie meinen Arm, da kann ich Sie besser schützen.“

Sie legte unbefangen ihren Arm in den seinen. Dann blickte sie ihn von der Seite an, und da er sie auch grade ansah, so trafen sich ihre Augen beim Scheine einer flackernden Gaslaterne und — trennten sich nicht.

Blanche wurde ein wenig rot, Rendal aber lächelte leise, drückte ihren Arm fest an sich und sagte, in Fortsetzung des zu Hause geführten Gespräches: „Um auf das zurückzukommen, wovon wir sprachen —“

Blanche war jedoch an diesem Abend zerstreut und einfüßig.

Vor der Hausthür gaben sie sich wie sonst die Hand. Er fragte nur plötzlich: „Wollen wir einander nicht du sagen? Mit Worten — wie es mit den Augen geschieht?“

Er war so einfach und ruhig. In ihr aber erhob sich stürmischer Jubel. „Ja... du!“ sagte sie leise mit glücklichem Lächeln.

„Merkt dir's.“ Er drückte ihr die Hand und ging. Neugierlich hatte sich zwischen beiden nichts verändert. Nur einmal am runden Tisch versprach sich Paul und sagte „du“ zu Blanche. Sie wurde rot und konnte ihre Befangenheit nicht verbergen. Die Familie machte große Augen. Frau Rendal zog mißbilligend die Augenbrauen in die Höhe, die Schwestern sahen einander betreten an.

Rendal war kein Beobachter. Ihm blieb die kleine, stumme Scene verborgen; er konnte sich aber nicht erklären, warum Blanche so unruhig war und früher als sonst nach Hause aufbrach.

Auf der Straße sagte sie ihm, daß er sich versprochen und daß die Seinen das übel vermerkt. Ein leiser Schatten von Unmut flog über seine Stirn. Er liebte keine Auseinandersetzungen, keine Verstimmungen, nichts, was ihn aus seinem ruhigen Gleichgewicht bringen konnte. Er kannte die eifersüchtige Liebe seiner Mutter und wußte, daß seiner zu Hause fragende, mißbilligende Blicke und spitze, anzügliche Reden harren.

Er täuschte sich nicht. Aber er nahm alles hin mit dem ihm eigentümlichen, egoistischen Gleichmut. Er wußte, daß die Zeit noch nicht gekommen war, ein offenes Bekenntnis seiner Empfindungen und Zukunftspläne abzulegen, und wollte nicht vorzeitig einen Sturm heraufbeschwören, der ihm unausbleiblich schien, aber den er sicher war im entscheidenden Moment zu beschwichtigen. „Wozu die Eile?“ dachte er.

Blanche empfand anders. Ihre warme, impulsive Natur fühlte sich immer häufiger angegriffen von dem zurückhaltenden Wesen der Mutter. Sie fühlte instinktiv, daß ihre harmlose Freundschaft für Paul der Familie ganz angenehm gewesen, daß aber ihre Liebe zu ihm eine wahre Entrüstung bei der Mutter, eine leichte Feindseligkeit bei den Schwestern hervorrief.

Uebertriebenes Zartgefühl verhinderte sie, mit Paul darüber zu sprechen, vielleicht fürchtete sie auch einen Bruch hervorzurufen, die Lage zu verschlimmern — genug, sie schwieg.

Aber immer drückender schien ihr die Atmosphäre im Rendalschen Hause, immer schwerer ward es ihr, ein heiter unbefangenes Gesicht zu zeigen. Sie verkehrte zu intim in der Familie, um offiziell eingeladen zu werden, ihr allabendliches Kommen wurde als selbstverständlich vorausgesetzt. Nun war es ihr beinahe, als vermied die Familie absichtlich eine freundliche Aufforderung an sie zu richten... und von selbst die Besuche einzustellen oder seltener zu machen, dazu fand sie keinen Vorwand und auch nicht den Mut.

Frau Rendal sprach nicht mit ihren Kindern über Blanche, aber alle fühlten die eigentümliche Animosität der Mutter gegen das junge Mädchen. Sie haßte Blanche, wie sie jedes Mädchen gehaßt hätte, von dem sie hätte annehmen können, daß es ihr das Herz ihres Sohnes abwendig machte.

Es kam ihr nicht in den Sinn, daß man verschieden, wenn auch gleich stark lieben kann; in ihrem eifersüchtig mütterlichen Gefühl sagte sie sich, daß, wenn ihr Sohn ein Mädchen liebte, die Sohnesliebe darüber unterging. Und sie wollte ihren Sohn für sich behalten — ganz für sich.

Eines Abends kam Blanche zeitiger als gewöhnlich, Paul war noch nicht nach Hause zurückgekehrt, und die Frauen saßen zusammen am großen, runden Tisch. Blanche schweigsamer als sonst, fast scheu, weil ihr Besuchler fehlte.

„Sie sind ja recht blaß, mein Kind,“ sagte Frau Rendal in gemacht teilnahmevollem Ton. Und scherzhaft fügte sie hinzu: „Doch nicht Liebeskummer?“

Blanche versuchte zu lachen. „O nein, gnädige Frau.“ „Na, dabei wäre doch nichts. Ein Mädchen in Ihrem Alter und in Ihrer Stellung müßte sogar darauf bedacht sein, sich zu verlieben — natürlich in den Richtigen!“

„Was nennen Sie den Richtigen, gnädige Frau?“

„Nun einen, dessen Alter, dessen materielle Lage ihn befähigt, ein Heim zu gründen.“

„Die Liebe ist selten bedächtig, gnädige Frau.“

„Schau, schau — welche Weisheit solch ein kleiner Mädchenkopf birgt! Sagen Sie das alles nur nicht vor meinen Töchtern! Ich möchte nicht gern, daß sie von solchen Ideen angesteckt würden.“

Blanche erbläute leicht und sah Frau Rendal mit großen, erschrockenen Augen an. „Es ist nichts Schlechtes, was ich sage, gnädige Frau!“

„Wer spricht von schlecht! Aber unvernünftig ist es! Und wir älteren Leute sind dazu da, die Vernunft aufrecht zu halten. Mein Sohn z. B. ist gewiß ein ungewöhnlich kluger und begabter Mensch, aber wenn er etwas Unvernünftiges wollte oder gar thäte, so würde ich kraft meiner größern Vernunft mich dagegen erheben. Nun, ich komme ja wohl nie in diese Lage! Paul ist zweiundzwanzig Jahre alt — ein Kind also in einem gewissen Sinne. Jetzt ist er vollauf mit seiner Wissenschaft beschäftigt, sodas ihm kaum Zeit bleibt für andre Gedanken. Und später — nun dann kann sich sein Leben nur glücklich gestalten. Ein

Mann von seiner Schönheit, seinem Geist und — seinem Vermögen findet überall Thür und Thor offen. Er braucht nur anzuklopfen. Ich gestehe offen, daß ich nicht grade gern an meine zukünftige Schwiegertochter denke; aber jedenfalls stelle ich sie mir ihm völlig ebenbürtig vor — wenigstens was Schönheit und Vermögen betrifft.“

Frau Rendal sprach scheinbar völlig gleichmütig, hielt sogar manchmal inne, um die Könige in der Patience zu zählen; aber Blanche wußte genau, daß jedes ihrer Worte wie ein Pfeil zugespitzt war, um sie sicher zu treffen und zu verletzen.

Blanche war geistig viel zu reif, um das Kleinliche dieser Handlungsweise nicht zu fühlen, viel zu sehr Kind aber, um nicht grenzenlos darunter zu leiden und sich nicht trotzig wie ein Kind dagegen aufzulehnen.

War sie ihm denn wirklich nicht ebenbürtig, bloß weil sie eine kleine, zierliche Figur hatte mit pikantem Gesicht, anstatt eine regelrechte Schönheit zu sein; war sie ihm wirklich nicht ebenbürtig, weil sie ihm in die Ehe nichts als ihr treues Herz und ihren für ein so junges Mädchen ungewöhnlich gebildeten Geist mitbringen konnte?

Was war denn Frau Rendal? Eine Krämerwitwe, deren Großvater mit Kaffee gehandelt und reich geworden war. Ihr Vater aber war Gymnasiallehrer, Privatgelehrter, ihr Großvater sogar ein bekannter Professor an der Sorbonne zu Paris gewesen.

In ihrer Familie hatte man sogar stets mit einer gewissen Geringschätzung auf die „Tüchendreher“ geblickt, auf die Geldproben ohne geistige Interessen, ohne höheren Aufschwung. Und nun fand Frau Rendal, daß sie nicht ebenbürtig war! Ein mächtiger, kindischer Zorn flammte in ihr auf, ein wildes Verlangen, dieser starren, kalten Frau zu zeigen, was sie war...

Die arme kleine Blanche! Wie bei ihrem Vater früher, so regten sich auch bei ihr die großen Flügel phantastischen Ehrgeizes. Sie vergaß, daß sie jetzt nichts war, als die Tochter einer unvermögenden Gymnasiallehrerwitwe; sie fühlte unermessliche Schätze in ihrem Geiste, in ihrem Herzen, nur wußte sie noch nicht, wie sie sie heben sollte. Aber gehoben mußten sie werden! O, und sie fühlte sich so stark, so siegesgewiß, so hoch über all dem kleinlich Berechnenden erhaben!

Und sie wunderte sich in ihrem kindischen Eifer, daß die drei Frauen des Rendalschen Hauses ihr all das Große und Erhabene nicht ansahen, daß sie den Mut fanden, sie wie ein unbedeutendes kleines Ding zu behandeln, wie einen frechen, kleinen Eindringling...

Ja, stand sie denn Paul geistig und sittlich nicht viel näher als diese drei nur durch die Bande des Blutes an ihn geketteten Wesen? Konnte er nicht mit ihr über alles sprechen, ihr die geheimsten Falten seines inneren Menschen offenbaren? Fand sie nicht immer das rechte Wort, um ihn zu trösten, zu erheben, zu zerstreuen? Hatte er ihr nicht oft, beim Nachhausegehen gesagt: „Du bist mein lichter Leitstern — ich folge dir, wohin du mich führst!“ War sie nicht eins mit ihm? — Und sie war ihm nicht ebenbürtig? Sie?...

Sie war noch sehr kindisch in ihrem Fühlen, aber eins hatte sie: einen schönen Stolz. Sie sprach nicht mit Paul über diesen Abend, sie erwähnte nicht die Worte seiner Mutter. Aber sie war kühler und zurückhaltender als sonst, wenngleich sie sich am liebsten in seine Arme geworfen hätte, um sich wie ein gezanktes Kind auszuweinen und auszuammern.

Immer peinlicher wurden ihr die Besuche im Rendalschen Hause.

Da, eines Tages kam ein entfernter Verwandter ihres Vaters besuchsweise in die deutsche Stadt. Es war ein in Paris bekannter Journalist; er hatte früher hin und wieder einen Brief mit dem verstorbenen Gymnasiallehrer ausgetauscht. Blanche durfte die kurzen, geistprühenden Briefe stets lesen, und so war ihr Farnol kein gänzlich Fremder, als sie ihm im bescheidenen Wohnzimmer der Mutter zuerst die Hand reichte.

Farnol war ein Mann in der Mitte der Bierziger, nichts weniger als schön. Aber sein großer Kopf, der auf einer kurzen, untersehten Gestalt ruhte, belebte sich eigentümlich beim Sprechen, und seine klugen, durchdringenden Augen gewannen dann einen liebenswürdigen Ausdruck.

Er nannte Blanche leicht hin „petite cousine“ und schlug von Anbeginn einen väterlich scherzenden Ton an. Bald aber erkannte er die ungewöhnlichen geistigen Anlagen des jungen Mädchens, ihre originelle Schlagfertigkeit, und ihre über ihr Alter hinaus reifen Aperçus frapierten ihn.

„Sie sollten Schriftstellerin werden,“ sagte er zu ihr. „Ich glaube, Sie haben das nötige Zeug dazu. Aber französische Schriftstellerin — hier in Deutschland, sagt man, steht unser Metier nicht hoch im Ansehen und Geldwert.“

Schriftstellerin! Wie er das leicht hinwarf! Sie lachte auf: „Man kann doch nicht Schriftstellern lernen, wie man kochen und nähen lernt?“

„Doch — wenigstens die Technik. Nur die natürlichen Anlagen müssen vorhanden sein, wie ja auch ein guter Koch, ein guter Schneider Talent für sein Metier haben muß. Sie scheinen mir diese geistigen Anlagen zu besitzen. Sie brauchen nur zu schreiben, wie Sie sprechen — voilà das Geheimnis des lebendigen Stils! Da Sie gut sprechen, wird auch Ihr Stil gut sein. Sie beobachten gut und scharf, haben Wisz, hübsche Gedanken — kurz, was Ihnen noch

fehlt, ist das, was Ihnen jeder erfahrene Skribent — ich z. B. — geben kann. Na, lockt Sie denn das garnicht, aus dieser kleinbürgerlichen Misere in die Welt hinauszutreten, lockt es Sie garnicht, etwas zu werden, Ihrem Namen, dem Namen Ihres Vaters einen guten Klang zu geben? Wahrhaftig, ein so hübsches, geistvolles, talentiertes Mädchen, wie Sie, ist zu schade, um hier zu verfaulen!

Blanche lauschte diesen Reden mit glänzenden Augen und hochroten Wangen. Etwas werden! Sich einen Namen machen! Es wallte heiß in ihr auf von flammendem Ehrgeiz.

Sie sprach mit Paul Rendal darüber. Er lächelte ruhig. „Probier's immerhin“, sagte er einfach.

„Aber ich müßte dann nach Paris —“ bemerkte sie zaghaft.

„Warum nicht? Es schadet nie, wenn man sich die Welt ansieht.“

„Und du —?“

„Ich? Siehst du, ich habe jetzt viel zu arbeiten, muß ganz aufgehen in meinen Studien. Da ist eine zeitweilige Trennung für uns sogar ganz gut. Denn jetzt, wo du hier bist, da denke ich mehr an dich, als an meine Wissenschaft, dein Ja und Nein ist mir wichtiger als die Geschichte der Kirchenväter, dein Kommen und Gehen von größerer Bedeutung als alle Konzilien — das darf nicht sein. In drei, vier Jahren bin ich fertig, ein freier Mensch, dann wollen wir unser gemeinsames Leben beginnen.“

Es war das erste Mal, daß Paul Rendal von der Zukunft sprach. Und jetzt geschah dies mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, die auf Blanche größern Eindruck machten, als wenn er sie in den glühendsten Ausdrücken seiner unwandelbaren Liebe versichert hätte.

Und doch wollte sie das Wort Liebe von ihm hören, und sie fragte: „Hast du mich wirklich lieb?“

Er blieb auf der Straße stehen und nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, unbekümmert um ein paar Vorübergehende. „Siehst du, das habe ich mich noch gar nicht gefragt. Aber du bist aufs engste verflochten mit den Gedanken an meine Zukunft, an mein Glück. Du bist mein zweites Ich. Und ich, der ich mich beinahe fremd in meiner Familie fühle — habe meine Heimat in dir. Ist dir das genug?“

Ob ihr das genug war! —

Farnol drang immer entschiedener auf eine Uebersiedlung nach Paris, und da es ihm gelungen war, die Witwe für sich und seinen Plan zu gewinnen, so blieb nur noch Blanches Entschluß abzuwarten.

Eines Abends erklärte sie in der Familie Rendal, daß sie abreisen würde — nach Paris. Warum — das verschwieg sie. Als Vorwand gab sie den Wunsch der Verwandten ihres Vaters an, sie in ihrer Nähe zu haben. Frau Rendal gab sich garnicht die Mühe, ihre Befriedigung zu verbergen. Auch die Schwestern schienen wie erleichtert aufzuatmen.

Blanche war namenlos traurig. Wie hatte sie diese Frauen liebgewonnen, als sie noch unbefangen dieses Haus besuchte! Wie hatte sie in sich eine warme Verehrung für die Mutter aufkeimen gefühlt, in denselben Augenblicken, als ihr die Liebe zu deren Sohn zum Bewußtsein gekommen! Wie hatte sie sich in schwebrüchlicher Herzlichkeit an die zwei Mädchen geschlossen — und sie hatte nichts empfangen als tödliche Kälte!

Manchmal fühlte sie etwas wie Groll in sich aufsteigen gegen Paul. Warum bekannte er sich nicht offen zu ihr? Fühlte er denn nicht, wie sehr sie unter diesem unausgesprochenen Verhältnis litt?

Und sie sehnte sich fast hinaus in die Fremde aus dieser schwülen Atmosphäre. O, wenn sie etwas erreichte, wenn sie draußen etwas geworden wäre, wenn sie zu seinem Vermögen einen Namen in die Wagschale zu werfen hätte! . . .

Sie konnte es sich nicht verzeihen, daß sein Vermögen ihr in den Sinn kam, aber die Worte, die seine Mutter an jenem Abend gesprochen, wollten sich nicht in ihr verwischen.

„Reisen Sie noch nicht bald, liebes Kind?“ fragte Frau Rendal fast allabendlich mit erkünstelter Teilnahme. Und die Schwestern blickten sie fragend, erwartungsvoll an.

„Bald, bald,“ antwortete sie immer mit gepreßtem Herzen.

Und eines Tages sagte sie: „Morgen.“

Nie war die Familie so herzlich und liebevoll zu ihr gewesen wie an jenem Abend, die Stimmung am runden Tisch nie so heiter. Zum erstenmal schlug Frau Rendal einen mütterlichen Ton an. Blanche hätte ihr die Hände dafür geküßt, wenn sie nicht gemußt hätte, daß diese Herzlichkeit nur der Freude über ihre Abreise entsprang.

Am andern Tag saß sie mit ihrer Mutter im Eisenbahnkuppe. Paul Rendal hatte sie auf die Bahn gebracht. Er war wie gewöhnlich ernst und in sich gekehrt. Vielleicht ein wenig bleicher als gewöhnlich. Beim Abschied küßte er sie zum erstenmal auf Stirn und Wangen. „Vergiß nicht — jetzt bist du meine Braut!“ sagte er.

Sie fand keine Antwort. Ein krampfhaftes Schluchzen rüttelte sie, und ohne ihn noch einmal anzusehen, drückte sie sich, das Tuch vor die Augen haltend, in die Ecke des Kuppees.

(Fortsetzung folgt.)

Interieurstudien.

Von Dr. Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

1. Korridor Einrichtung.



Wenn man in Mußestunden auf der Chaiselongue dekorative Luftschlösser baut oder einem guten Freund, „der ein holdes Weib errungen“, freigebig Rat und Meinung für das Zukunftsheim spendet, dann denkt man zuerst mit Behmut an ein schmählich vernachlässigtes Schmerzenskind der modernen Wohnung, den Korridor, deutsch „Entree“ genannt. Wenigstens mir geht es so. Recht vielen andern nicht. Man glaubt nicht, wie viele, die sich ihre Räume recht hübsch und anheimelnd eingerichtet haben, ästhetisch blind für die Bedeutung dieses Raumes sind, in den der Besuchende zuerst tritt, der ihm den ersten Stimmungseindruck vermittelt. Spiegel, die für die Zimmer nicht mehr „gut genug“ scheinen; Bilder, die man in seinen vier Wänden nicht mehr sehen will, werden hier hinein verbannt, auch wohl ein Schrank, der sonst keinen Platz mehr findet.

Schuld an dieser stiefmütterlichen Behandlung tragen freilich in erster Linie die Architekten, die in den deutschen Städten selbst in ziemlich teuren Wohnungen den Korridor nicht als einen kleinen hübschen Empfangs- und Wartenraum gestaltet haben, sondern als ein dunkles, schmales Durchgelaß.

Wenn wir nun so auch meistens auf die fürstliche „hall“, den großen, breiten Treppenturm des englischen Landhauses, und auf den nordischen Hausflur, die sog. „Diele“, die ihm gleich ist und die wir in einigen Eigenhäusern auch in Deutschland finden, verzichten müssen, so sollten wir doch wenigstens versuchen, auch aus dem bescheidenen Raum, den uns der Architekt schmale Gunst zugemessen, etwas zu machen, statt ihn durch Gleichgültigkeit noch tiefer zu drücken. Denn mehr als prunkvolle Zimmer spricht ein liebevoll behandelter Korridor für den Geschmack des Besitzers. Ich möchte daher im nachstehenden einige Winke geben, die sich für den Normalbesitz ohne erheblichen Aufwand realisieren lassen.

Schamöbel werden sich in unsern Korridoren schon durch den Mangel an Raum verbieten. Hat man Platz, so wirkt natürlich eine kleine, geschmückte Truhe mit Kissen aus rotem Stoff, goldbeborstet, sehr hübsch. Im wesentlichen aber wird die Dekoration sich auf Wand und Decke beschränken und in der geschmackvollen Ausgestaltung des für den Korridor durchaus notwendigen Bestehen. Diese notwendigen Utensilien sind in erster Linie Beleuchtung und Garderobe.

Die Korridorbeleuchtung ist ein weites Feld, und groß ist die Fülle origineller Beleuchtungskörper. Wer glücklicher Herrscher und Gebieter des elektrischen Funkens ist und sich kostbarere Stücke leisten kann, dem rate ich zu einer jener dekorativen, aus matter Bronze gearbeiteten, orientalischen Moscheelampen, oder zu den graziösen, englischen Messingzierkrone mit ihrem schmiegsamen Rhythmus der Linien. Kann man sich das nicht leisten, so braucht man noch lange nicht entsagungsvoll zu dem dünnen, ärmlichen Gasarm seine Zuflucht zu nehmen. Billig und hübsch bieten sich z. B. die venezianischen Ampeln aus Eisenflügel mit ihren zierlichen Knöpfen von Kupfer und ihren bunten Scheiben dar. Für den Korridor wählt man freilich praktischere, hellere Scheiben, die Mittelstücke weiß und gelb, und nur die Umrahmung rot und grün. Brennt man Gas darin, so sorgt man für die jetzt allgemeine, „Kleinfelder“ genannte Vorrichtung, die durch einfaches Ziehen an einer Kette das Gas ausströmen und an einem winzigen, immer brennenden Flämmchen entzünden läßt.

Nun leuchtet das Licht, und wir sehen uns zwischen den kahlen Wänden um, was sich jetzt thun läßt. Den Fußboden bedecken wir mit einem kräftigen Läufer, möglichst aus einfarbigem Stoff, dunkelrot mit schwarzer Bordüre. Eine größere Wandfläche, nicht zu nahe der Eingangstür und von zwei Wohnungsthürpfosten eingerahmt, bestimmen wir zur Garderobe. Es giebt jetzt solche Garderoben, aus Spiegel, Armen und Schirmgalerie bestehend, fertig zu kaufen. Ich kann sie nicht hübsch finden. Sie haben etwas Starres mit ihren ausgereckten Wegweiserarmen, es geht nicht viel darauf zu hängen, man muß immer außerdem noch Haken einschlagen, und im übrigen sind sie nicht einmal billig.

Ich habe mir etwas andres ausgedacht, das einfach, praktisch und dabei sehr dekorativ ist. Die zur Garderobewand bestimmte Fläche wird in entsprechender Höhe mit rotem Stoff (Velvet oder, wenn man billiger arbeiten will, Tuchstoff) bespannt. Unten und an den Seiten schließen Holzleisten ab, entweder braun Eiche oder modern in Dunkelgrün gebeizt. Die Leiste am obren Rande ist breit und trägt die Kleiderriegel.

In einer Einrichtung darf man nichts als der Ueberlegung unwürdig ansehen. Das geringste Ding muß sorgsam erwogen und ausgeführt werden. Nur dadurch entsteht eine reizvolle Gesamtwirkung. Darum möchte ich mich bei den Kleiderriegeln noch eine Weile aufhalten. Ich habe schon sehr bössartige gesehen. Die Haken gingen bei ihnen durch schlecht gegossene Fragenmäuler hindurch. Diese Masken sollten den Haken zum Schmuck dienen. Warum wirken sie aber auf feinfühlig, geschmackvolle Menschen so abstoßend? Weil sie in billigem, gemeinem Material und in Massenarbeit hergestellt sind und Renaissanceemotive verwerten, die nur in echtem, edlem Stoff und in sorgfamer, künstlerischer Arbeit wirkungsvoll sein können. Das Mißverhältnis zwischen Vorbild und dem nach ihm entstandenen Wechselbalg bringt die ästhetische Verftümmung und Unbefriedigung mit sich. Von diesem Beispiel führt ein Weg voll hellen Verständnisses zu dem schon öfter betonten Kunstgewerbeprinzip der Engländer und Amerikaner. Diese sagen: der ornamentale und figurliche Schmuck der Renaissance wird mit den Maschinen nachgebildet, entwürdigt und verflacht und verliert seinen feinen, edlen Reiz; da wir das nicht wollen, und da die mühselige, rastlos bessernde und feilende Handfertigkeit der Alten für unsre Gebrauchsgegenstände unerreichbar, nicht zu bezahlen wäre, so verzichten wir ganz auf jenen Schmuck und suchen uns andre Reize, die mehr aus unsrer Maschinenzeit heraus sich ergeben. Diese neuen Reize sind die glatten Flächen. Für

die Abwesenheit des ornamentalen Schmuckes entschädigt die originelle Form, das sorgfältig in Ton und Farbe behandelte Material.

Dies Prinzip läßt sich von den Möbeln, die ohne Schnitzerei lediglich durch ihre Proportionen und ihren Aufbau wirken, bis auf die Garderobehaken verfolgen. Diese Garderobehaken, die ich auf der grünen Leiste sehen möchte, sind aus mattblankem, „verniertem“ (durch Firnisüberzug vor dem Beschlagen geschüttem) Messing. Sie gehen aus einem herzförmig geschnittenen Schild heraus und haben — das ist neben dem Metallton ihr Schmuck — eine ungemein weiche Linie in ihrer Krümmung.

Zu einer braun eichenen Leiste würde ich Haken aus Schmiedeeisen, nicht aus dem etwas banal gewordenen, schwarz gefärbten Eisen mit Kupfer, sondern aus dem naturfarbenen Eisen in Ton des oxydierten Silbers nehmen. Sie sind freilich teurer als Messing.

Nun fehlt noch ein hübscher Spiegel. Als Korridorspiegel gefällt mir immer am besten ein schlanker, langer Empirespiegel in Mahagonirahmen. Es braucht aber kein prunkvoller mit Bronzebeschlägen zu sein. Ein einfacher, in hübscher Linienführung, wie man ihn von den Großeltern geerbt, wirkt ebenfalls. Darunter das Konfölbrett mit der je nach Vermögen einfachen oder kostbaren Bürstengarnitur.

Zur Belebung der Wände fehlen noch einige Bilder. In ihrer Auswahl muß man sich sorgfältig vor dem Anspruchs-vollen hüten. Delgemälde und schwere goldene Rahmen gehören nicht in den Korridor. Am hübschesten sind alte Bilder, Stiche oder Holzschnitte oder ihre Reproduktionen, die jetzt für jeden erschwinglich sind. Als Rahmen verwendet man glatte, schlichte Leisten aus Eiche oder Mahagoni. Auch Waffen oder Teller in weiser Beschränkung können hübsche Wirkungen erzielen.

Nur etwas ist aufs strengste zu vermeiden: alle Talmieffekte, alle Surrogate, die mehr scheinen wollen, als sie sind! Nicht auf den materiellen Wert des Gegenstandes kommt es an, sondern darauf, daß er das, was er vorstellt, wozu er dient, möglichst vollendet repräsentiert. Hat man nicht wirklich echte Waffen zur Dekoration, so soll man eben darauf verzichten und sich nicht durch künstliche Machwerke, Lanzen und Helme aus Papiermaché und was des Graufigen mehr ist, helfen. Leider giebt's jetzt grade für Leute, die dekorations-hungrig und dabei geschmacksunfischer sind, solche Surrogatverwendungen überreichlich. Sah ich doch neulich ein mächtiges Bärenfell mit klaffendem Rachen für achtzehn Mark käuflich; das prunkvolle Raubtier war aber ein arger Blendeb, sein Fell war Ziege und der stolze Kopf aus Papiermaché.

Als Schirm- und Stochbehälter macht sich am besten eine große, farbige, japanische Wase, die mit ihren frischen Farben den Raum belebt. Freilich verlangt sie mehr als ein einfacher Ständer: einen gediegenen Inhalt.

Auch Reiserinnerungen, die für die Zimmer sich nicht eignen, können im Korridor günstig verwendet werden. Jetzt im Zeitalter des Plakats kann man z. B. sehr hübsch mit einem aus Paris mitgebrachten Blatt, vor allem mit einer der feinen, farbenleuchtenden, lebensgroßen Frauengestalten Chéret's eine leere Wandfläche dekorieren. Auch hier muß indes bei der Auswahl solcher persönlicheren Schmuckstücke der Takt entscheiden. Eines schießt sich nicht für alle. Das lustige, farbenfreudige Plakat, das für den Korridor der Künstler, der freieren Individualitäten, stimmt, würde in der Wohnung eines Arztes unpassend sein. Die Ritterrüstung, die Waffentrophäen, die für Männer, die selbst die Waffe führen, für Abkömmlinge alter Geschlechter stolze und berechtigte Zier sind, wirken deplaciert im Hause des Kommerzienrates. Ebenso werden Jagdstücke, Gemälde, ausgestopfte Vögel sich nur für die Räume eines Mannes eignen, der selbst das edle Wildwerk pflegt. In einer Wohnung soll eben jedes Stück Sinn und Bedeutung haben und die Eigenart seines Bewohners ausdrücken.

Für den Korridor sind noch ein oder zwei Stühle notwendig, die, wenn irgend der Raum es erlaubt, auch nicht fehlen sollten. Man wählt hierfür am besten Bauernmöbel, entweder die Schemel mit den geschmückten Lehnen, oder die originellen, holländischen Bauernstühle mit den vier geschweiften Rückenlehnen und dem aus Stroh geflochtenen Sitz.

Man schiebe für den Korridor nicht eine gewisse bunte Mannigfaltigkeit; er gestattet eine größere Freiheit und braucht nicht ängstlich stillrein gehalten zu werden.

2. Winke für Innendekorationen.

Wollen wir nach der Einrichtung des Korridors noch einen Blick in die andern Räume werfen und hier und da unser Sprüchlein sagen, so möchten wir vor allem andern einiges über die Allgemeininszenierung eines Interieurs aufstellen.

Es kommt ja — so selbstverständlich es klingt, so häufig wird dagegen verstoßen — nicht nur auf die Möbel und die Ausstattungsstücke, sondern auch auf die Art der Gruppierung, der Zusammenstellung an. Ja, vielleicht sogar mehr auf das letztere noch als auf das erstere. Denn man kann Zimmer mit sehr wertvollen Sachen sehen, die kalt lassen und garnicht wirken, und Räume mit einfachen Stücken, die durch die glückliche Disposition, durch die geschmackvolle Verteilung höchst anheimelnd anmuten.

Hier lassen sich einige Hauptgesichtspunkte aufstellen: ein Raum muß in seiner Ausstattung etwas organisch Zusammengehöriges darstellen, etwas Geschlossenes; ferner: jedes einzelne Stück darf nicht isoliert vorhanden sein, es muß sich einfügen, es muß in dem Zusammenhang aufgehen. Dadurch erheben sich die Möbel aus der Funktion zufällig hingestellter Stücke zur Bedeutung einer Innenarchitektur, die aus den langweiligen vier Wänden ein Interieur macht.

Plastische Beispiele werden den allgemeinen Satz verdeutlichen. Ich möchte also, daß beispielsweise in einem Zimmer nicht an der einen Wand die Bücherregale, an der andern ein Sofa mit einem Tisch davor, an der dritten vielleicht ein paar Stühle und an der vierten der Schreibtisch steht. Das würde — und wäre jedes der Stücke ein Meisterwerk des Kunstgewerbes — ledern, langweilig und nüchtern wirken.

Wie anders, reizvoll und mannigfaltig läßt sich das gestalten! Vor allem möchte man die Regale — ich denke an halbhohe, mit kunstvoll nach alten Mustern geschmückten Pfosten — gleichzeitig als Wandtäfelung ausnutzen und sie so stellen, daß sie um die Ecken des Zimmers gehen. Dadurch wird der steif geometrische Eindruck der Wände schon aufgehoben.

Auf die Paneele der Regale, die sich nun fortlaufend aneinander schließen, kommen hübsche Schaustücke: Gläser, Majolikateller und Krüge, Zinn- und Fayencehumpen, getriebene Leuchter, Bronzen, patinierte Büsten. Und darüber steht dann die Wand mit dem ruhigen, vornehmen Ton der einfarbigen Tapeten als wirkungsvoller Hintergrund für die Bilder.

Das Sofa oder die Chaiselongue muß in das Interieur eingepaßt werden. Es geht auf die mannigfache Art. Nur nicht so, wie es zur Epoche der „guten Stube“ Mode war, daß es hübsch mitten an eine freie Wand gestellt wurde. Ein Sofa wirkt als gemütlicher Platz nur, wenn es geschlossen, gleichsam umfriedet steht. Daher macht man jetzt gern die Komposition aus Bibliothekschränken, die zwischen sich ein Sofa einschließen. Man kann sich aber das leichter ungezwungen selber arrangieren. Man läßt z. B. die Regale nur die beiden Ecken einer Wand im rechten Winkel flankieren und stellt in den in der Mitte der Wand freigewordenen, durch die Regale aber fest begrenzten Raum das Sofa, am liebsten eine Chaiselongue mit Kissen bedeckt und mit losen Rückenkissen.

Dieser Teil des Zimmers hat dann etwas durchaus Geschlossenes. Die Stücke stehen nicht vereinzelt, sondern fügen sich ineinander, dienen, jedes das andre unterstützend, der einheitlichen Gesamtwirkung.

Aus diesem Gesichtspunkt sind auch die reizvollen englischen Eckmöbel hervorgegangen. Rechtwinklig gebaute Sofas mit hohem Aufbau, der weit an der Wand aufsteigt und in einem Paneelgebäude abschließt. Aber nicht das langweilige, monotone Brett unseers sogenannten Paneelsofas ist das, sondern eine gedeckte Galerie mit abwechselnden Bläsen, kleinen, offenen Loggien, die, von Säulchen flankiert, hervorspringen. Die Ecke selbst wird in dieser Galerie durch ein zierliches Spindchen mit verglaste Thür abgelehrt. Die Seitenlatten dieser Sofas werden nach der Stube hin abgeschlossen, entweder durch eine durchbrochene Holzgalerie, die auf ihrem Pfosten eine Vase trägt, oder durch einen gerasteten, aparten Stoff, eine alte Stickeret, die von einem schmiedeeisernen Wandarm herunterhängt. Dieses Sofa ist viel mehr als ein Sofa: es ist ein lauschiges Zimmerchen für sich im großen Zimmer, ein Raum im Räume.

Und das ist das andre Hauptprinzip des Interieurs: das Schaffen von Räumen im Raum. Und das kann man auch mit einfacheren Mitteln, ohne solche kostspieligen Möbelformen zu machen. Im Herrenzimmer stellt man z. B. den Schreibtisch links vom Fenster frei und gerade in die Stube hinein. Dann bildet seine Rückseite mit der gegenüberliegenden Wand einen kleinen Raum für sich, der, wenn er nicht zu knapp ist, die reizvollsten Möglichkeiten ergiebt. Vor allem muß der Boden dieses Raumes, um ihn gleich äußerlich als etwas besonders Geschlossenes zu bezeichnen, mit einem Teppich für sich bedeckt werden. Die Rückwand des Schreibtisches wird hübsch verkleidet, mit buntfarbigem oder einfarbigem, mit Goldborde eingefasstem Velvet. Darauf können Miniaturen in zierlichen Rahmen gehängt werden.

An der gegenüberliegenden Wand plaziert man nun das Sofa oder die Chaiselongue. Die Wand wird möglichst reich ausgestattet, mit Wandteppich, oben durch Paneelbrett begrenzt. Auf dem Teppich können Bilder und Teller hängen. Davor steht ein orientalisches Tischchen, eingelegt, oder auf Holzgestell ein großer, getriebener Teller mit Rauchutensilien. Gegen das Zimmer hin wird dieser hübsche, intime Winkel durch einen Paravent abgeschlossen. Er braucht absolut nicht hoch zu sein. Es muß eben nur das Gefühl des abgeschlossenen, eingehetzten Platzes erweckt werden.

Alle diese Vorschläge lassen sich in reicherem wie in einfacherem, natürlich gediegenem Material ausführen und werden auch in letzterem ihrer anheimelnden Wirkung sicher sein. Es kommt in der Innendekoration wie in der gesamten Kunst eben nicht so sehr auf das „Was“ als auf das „Wie“ an.

Unser Helmut.

Skizze von Ch. Zoeller-Lionheart.

Nachdruck verboten.

„Gratuliere, Herr Hauptmann, ein Junge!“ Mit diesen Worten begrüßte die Dame, die seit ein paar Stunden das Regiment in unserm Hause führte, meinen Vater, als er vom Dienst heimkehrte. Dabei sah sie so selbstbewußt aus, als wäre das große Ereignis ihr eigenes Werk.

Nach dem strahlenden Aussehen meines Vaters zu urteilen, mußte die Geburt eines Jungen allerdings ein Ereignis von weltbewegender Bedeutung sein; denn bei der meiner beiden Schwestern — ich bin die älteste — sah er weniger beglückt aus, und die Mama hat ihm beinahe demütig die wiederholte Enttäuschung ab. Die Diensthofen schlichen auf den Fußspitzen

lautes Wesen später als frühreife Befähigung anstaunte und offen bewunderte.

Bei der schmalen Zulage und dem bloßen Hauptmannsgehalt war es ein Kunststück, mit vier Kindern standesgemäß auszukommen. Die Krone der Schöpfung, unser kleiner Helmut, hat indes unter den knappen Verhältnissen nie zu leiden gehabt. Alle Einschränkungen trafen uns: „Es sind ja nur die Mädchen, Mädchen sind bedürfnislos,“ hörte ich öfters Mama sagen.

Als unser Helmut — er war nach Papa und Großpapa getauft worden — nach Quinta im Laufe der Jahre kam, sprach er von uns nur achselzuckend als von den „dummen Mädchen“. Ernas lieblich dargebotene Puppe wies er als Baby schon höhnisch mit den Worten zurück: „Schickt sich nicht für Jungen,“ und als er mit vielen Nachhilfestunden und vielem Anfeuern von meiner Seite es glücklich bis zur Tertia gebracht, blickte er von der Erhabenheit seiner Gymnasialbildung mit unverhohlener Verachtung auf unser Mädchenwissen herab.

Dhne Sang und Klang waren die Schwestern und ich seiner Zeit eingeseget worden. Als dieser große Tag für unsern Helmut in der Kadettenanstalt herankam, bildete er wieder eine wichtige Epoche in unserm Familienleben.

Auch nach einer andern Seite hin sollte dieser Tag zu einem Abschnitt in meinem anspruchslosen Dasein werden. Ich lernte in Helmuts Vorgesetztem, der mein Tischführer war, den Mann kennen, dem ich jubelnd mein Leben anvertraut hätte. Nach wenigen Wochen that er die bedeutungsvolle Frage. Aber er war arm von Hause aus und mußte auf die vorgezeichnete Heiratszulage rechnen.

Mit vertrauender Liebe wandte ich mich an Großmama. „Ja, mein Seelchen, natürlich würde ich sie euch geben, wenn nicht der Junge wäre. Deine Eltern rechnen von meiner Seite auf die Zulage, die sie nicht bestreiten könnten, da Helmut in ein Reiterregiment will. Ich spare dafür seit den letzten Jahren schon, mein liebes Kind.“

Da riß mir zum erstenmal der Geduldsfaden. Was all die Gefährten, oft gewendeten Kleidchen, das Verzicht auf jeden Jugendgenuß nicht vermocht, die Liebe brachte es zum Vorschein, das Rebellionen gegen das Familienidol. „Der Junge und immer der Junge,“ rief ich bitter aus, „haben wir Mädchen denn gar keine Daseinsberechtigung?“

Die alte Großmama sah mich mit großen, erschrockenen Augen an. Mein Auflehn hatte sie ersichtlich schwankend und irre gemacht.

„Helmut könnte allerdings auch in ein billigeres Regiment — na, sprich mit deinen Eltern,“ stotterte sie un-

entschlossen, „ich bin mit allem einverstanden.“

Ich faßte mir ein Herz. Ich kämpfte zäh, wild, leidenschaftlich um mein Glück. Doch vergeblich. Man verwies mir meinen verwerflichen Egoismus, zeigte mir klar, daß ich vor meinen andern Schwestern nicht bevorzugt werden dürfe, daß dazu nur einer Ansprüche habe: unser Helmut, der der Familie neuen Glanz und neue Ehre hinzuzufügen bestimmt sei.

Paul und ich nahmen also Abschied. Welch einen traurigen Abschied! Er stammelte etwas von Geduld haben. Wenn er Hauptmann erster Klasse sei . . .

Ich habe Geduld gehabt — o, wie viele! Papa hat längst den Abschied als Major. In Erna hat sich zum Glück ein reicher Gutsbesitzer verliebt. Marie heiratete gegen den Wunsch der Eltern einen Witwer, einen reich gewordenen Bäckermeister, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. „Was wird unser Helmut zu dem Schwager sagen?“ waren Mamas ängstliche Bedenken. Aber Marie war sehr selbständig. Sie antwortete trocken: „Das ist mir gleichgültig! Ich habe jetzt eine gute Versorgung und eine gesicherte Zukunft.“

Ob sie recht hatte? Es ist ein etwas hasbädenes Glück geworden, indes fühlt sich Marie zufrieden dabei und überhört Helmuts Seitenhiebe über die Säbelbeine des früheren Bäckers.



Die Herrschaft ist verveist. Gemälde von Hugo Wolff.

umher, denn mit dem Bestrengen war damals nicht gut Kirchen essen, so übellautig schrie er jeden an.

Dieses Mal brachte der Klapperstorch eitel Sonnenschein und Freude in unser Haus. So ein Junge muß doch ein ganz besonders wertvoller Mensch sein, überlegte ich mit meinem sechsjährigen Verstande und bekam Kiefernreißer vor dieser wichtigen Persönlichkeit, um die sich jetzt alles bei uns drehte und die mir eine so große Lüte mitgebracht hatte.

Die Taufe gestaltete sich zu einem glänzenden Triumphfeste. „Es ist ja ein Junge!“ hatte mein Vater in meinem Beisein zu meiner Großmutter gesagt, als liege in dem bloßen Faktum schon eine genügende Erklärung. Von seinem Standpunkt mochte er ja auch ganz recht haben. Nur, daß die Großmama diese Erklärung als völlig richtig anah, ohne ihr eigen Geschlecht dadurch herabgesetzt zu sehen, wollte mir, als ich älter wurde, nicht recht verständlich erscheinen.

„Schade, daß die Lotte — das bin ich — kein Junge geworden. Verstand genug hätte sie dazu,“ bemerkte einmal mein Vater. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, weshalb bei einem „Frauenzimmer“ — mein Vater betonte das Wort stets so mißachtend, als wäre es schon ein Vergehen, als solches auf die Welt gekommen zu sein — dasjenige für vorwiegend und unangemessen gälte, was bei einem Maskulinum zur Zierde gereicht. Mein raicher Verstand, meine schnelle Gedankenäußerung wurden immerfort getadelt, während man meines Bruders vor-

Ich arbeite viel für Stickeriegeschäfte und Porzellanmanufakturen und verdiene ein ganz nettes Geld für die hübschen Säckelchen, die ich abends heimlich abliefern. Freilich habe ich selbst nur wenig von dem Erlös. Er wandert zu Papas besonderer Pflege fast ganz in die gemeinschaftliche Wirtschaftskasse. Papa thut, als merke er nichts davon, und Mama wird rot und streichelt mir stumm über den Scheitel.

Unser Helmut braucht erschrecklich viel Geld, und er hat fast immer Schulden. Die arme Großmama hat seufzend schon zweimal vom Kapital hergeben müssen. Aber nun hat alle Not ein Ende, all die schweren Opfer für Helmut sind doch nicht umsonst gebracht: seit ein paar Tagen ist er mit einer feierreichen Amerikanerin verlobt, und nächste Woche wird er sie uns vorstellen.

Hei, wie das unser kleines Haus in Aufruhr bringt! Unser Helmut kommt! Ich bin todmüde von all dem Scheuern, Gardinenaufstecken, Laufen treppauf, treppab. — Nun sitze ich unter dem schwüllduftenden Lindenbaum und halte Mittagsruhe.

Welch glänzende Uniform verirrt sich da zu uns? In Gala, mit Helm und Epauletten. Mir kommt die hohe Gestalt, vom Rücken gesehen, so bekannt vor... Hilf Himmel! Er, mein Paul! Paul Gräbniß! Und ich in meinem Arbeitskittel mit dem zerzausten Haar! Aber es giebt kein Entrinnen mehr, die alte Dörthe führt ihn gerade auf mich zu.

Wie mein Herz klopf! Die Linde duftet, die Vögel jubelieren. Mir stocken die Pulse in süßem Schreck. Wie stattlich er geworden ist, männlich straff und blühend schön, in besten Jahren! Und ich? Seh' ich's an seinem erschrockenen Blick und der verlegenen Röte nicht, da er nun vor mir steht und meine beiden Hände hält? Höre ich's dem erkälteten Ton seiner Stimme nicht an, was aus mir geworden, wie enttäuscht er ist? — Eine verblühte, alte Jungfer.

Aber Gräbniß ist ein Ehrenmann. Er fühlt sich gebunden. Er löst zögernd und stockend sein Wort ein. Ich fühle, welche Mühe es ihm kostet, und Gnadengaben kann ich nicht annehmen.

Wie er erleichtert aufatmet, als ich bewegt ablehne — weil ich meine alten Eltern nicht verlassen kann, weil... weil ich doch eingesehen, daß das Jugendgefühl eine Täuschung sei und was der Dinge mehr sind, die ich mit fliegendem Atem herzanähle, um ihn zu täuschen. Er hört aus allem nur das Nein, das befreiende, und küßt bewegt und in dankbarer Ehrerbietung zum Abschied meine Hände. Dankbar für mein Nein! —

Und nun sitze ich allein unter der Linde. Entgöttert ist der Himmel, der Jubelsang ist Klage, der umstrickende Duft thut meinen Nerven weh...

Da ein Schrei. Ein gellender Wehschrei im Hause. — Großer Gott, was ist geschehen? Mein kleines Leid ist vergessen. Ich stürze ins Haus. Mein Vater liegt da im Sessel wie gebrochen; seine Stirn ist vornüber gesunken auf die gefalteten Hände. Die Mutter liegt auf den Knien neben ihm, wimmernd, stöhnend.

Ich nehme das Telegramm vom Boden, das die beiden Alten zu Boden geschmettert, und lese: „Mein lieber, alter Kamerad! Leider eine Unglücksbotschaft, die ich Ihnen zu



Löscher u. Petsch in Berlin phot.

Paula Conrad.

melden habe. Ihr Sohn, mein Adjutant, liegt schwer verwundet infolge eines Duells. Streitigkeit wegen eines Mädchens auf einem Maskenball. Sein Gegner war ein Regierungsassessor von Plönitz. Leider nur wenig Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens. In tiefer Teilnahme Ihr von Dallberg.“

Ein dumpfer Laut ringt sich von den Lippen meines Vaters: „Tot, tot, mein Stolz, meine Freude, elend zu Grunde gerichtet, mein Helmut, mein armer, armer Junge!“

Mühsam erhebt sich die Mutter in meinen Armen. Ihr wirrer Blick richtet sich hilflos auf mich, und wie geistesabwesend gleitert's mechanisch über ihre Lippen: „Mein gutes, gutes Kind! Du hast uns nie im Leben Schmerz bereitet.“

Das unbewußte Lobestied der Mutter hat mich mit meinem verfehlten Leben ausgehöhlt.

Paula Conrad.

Nachdruck verboten.

In den ungetrübt harmlosen Tagen, da die deutschen Lustspiele noch im Hause des Kommerzienrats spielten, da kein Laut und kein Gefühl des wirklichen Lebens in die Welt der Bretter und Kulissen drang, hatten es die Darsteller leicht. Sie brauchten nur die „schöne Sprache“ ihrer Rolle gewählt und schmelzend von sich zu geben.

Das waren die siebziger und achtziger Jahre dieses Jahrhunderts, an denen die künftige Litteraturgeschichte mit Grausen vorübergehen wird.

In dieser dünnen Zeit tönten auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses in Berlin, das am Schillerplatz der Hört der Benedix, Moser, Schönthan und Stahl war, in die gezierte Komödie hinein frische, echte Naturlaute. Wenn die Kommerzienräte und Bankiers aus einer Welt, die sich nie und nirgends hat begeben, ihren gebildeten Sermon vollendet hatten, dann sprang die Thür auf, und hinein wirbelte ein zierliches, schlantes, quecksilbernes Geschöpfchen, tollend und lachend. Der lustige Sonnenschein fuhr den ältesten Herren ganz respektlos und dabei doch so unwiderstehlich liebenswürdig unter die Nase; die Augen und der Mund lachten so herzensfreudig. Und dies Lachen war Leben, volles, reiches Leben. Und mit diesem Lachen kamen in die verstaubte künstliche Welt die Töne und die Farben der Wirklichkeit. Und wie erfrischender, neuer Frühling ging es von ihm aus.

Dieser lustige Vogel, dem der Schnabel so hold gewachsen, war Paula Conrad.

Sie kam aus Wien, wo ihr (vor kurzem verstorbener) Vater, der frühere Singspieldirector Anton Conrad, eine als Urbild des Altwieners allbekannte Persönlichkeit war. Prädestiniert für das Theater, hat sie früh schon, ohne sich verbitten zu lassen, auf der Bühne selber gelernt. In Brünn war sie Novize. Frau Wilbrandt-Vandius lenkte ihre Schritte nach Berlin. Und hier wurde sie das belebende Blut. Für das Fach der „Naiven“ ward sie engagiert, und die Backfische wurden ihre Spezialität.

Und dieser berühmten Spezies der Bühnenbackfische des letzten Dezenniums gab sie in Stimme und Bewegung, durch ihre ganze Persönlichkeit das, was die Dichter dieser Blüteperiode in ihrer Charakteristik vergessen hatten — das quellende, sprudelnde, jungfräuliche Leben, das Blühende und Herbe der Uebergangszeit, die Mischung aus Bubenhaft-Ausgelassenem und scheuem Dämmern, den holden Flaum der sechzehn Jahre. Und über alles siegreich tanzend die Poesie eines lichten, schmetterlingsgaulenden Lachens.

Ihr Lachen war ihr kostbarstes. Mit ihrem Lachen, ihrer schwebenden Flügelgrazie ist sie aus der knappen Bluse und dem süßreinen Rock des Backfisches in das leuchtende Schwingengewand des holden Elfen Puck geflattert. Ein Kobold, prühender Launen voll; ein spielender, wirrender Neck, der die Menschlein in goldmachige Nege verstrickt; ein Schalk, von tausend Schwankdroffeln umzwitzert; ein rosenroter Frühlingstott.



Kunst in Gefahr. Gemälde von Ferdinand Lindner.

Auf leichten Sohlen, fast körperlos, gleitet sein Fuß dahin; sein Flügelgeschlag schwirrt, wie ein bunter, sonnen- und blumenberauschter Schmetterling über den Acker der Erdenwelt. Die spritzenden Gräser und die gaukelnden Maiglöckchen zittern und schwanken nicht unter dem zarten Hauch seines Trittes.

Mit dieser Falterpoesie, aus der Shakespeare-Wunderwelt mit vollen Lippen eingeflogen, erhellte Paula Conrad aber auch ein so dürres Werk, wie das schönbetitelt „Heilige Lachen“ Ernst von Wilbenbruchs. Ihr fichernder, holder Knabe „Lachegott“ stand wie ein rettender Schutzpatron über dem Schöpfungswerk dieses Dichters.

Im Zeichen des wahrhaft heiligen Lachens siegte sie mit ihrem spitzbüßig-pfiffigen Lanzelot Gobbo. Und der ganze Charme ihres Wesens bezauberte in den Kokotokostümen Modistescher Kammerlädchen, die nicht nur schnippisch und tofett sind, sondern geschickt sein und Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben müssen.

Und aus dem Lachen wuchs Paula Conrad zum Schmerz. Diese einzige Darstellerin, die eigentlich nur für das Fach der „Naiven“ engagiert war, zeigte wieder einmal, daß die Grenzen der Kategorien nur für die Kleinen gesteckt sind. Die wahrhaft Großen spezialisieren nicht; sie schaffen Menschen, die sie hassen, nach. So ward aus dem Backfisch Tilli, aus Kommerzienrats Töchterlein, aus dem zwitschernden Lachegott das elende, darrende Bettelkind „Hannele“.

In Hauptmanns wunderbar-tiefer Endlichkeits- und Ewigkeitsdichtung von „Hannele Materns Himmelfahrt“ fand Paula Conrad die erschütterndsten Töne. Der Menschheit ganzer Jammer röchelte aus dieser wunden Kinderbrust; und das ganze, nie zu stillende Glückeshoffen sang helljubilend aus dem einen Worte, das das fiebernde Mädchen den seligen und beseligenden Gestalten seines Sterbetraumes sehen und fassungslos verwundert zuruft: „Engel, Engel!“

Die deutsche Bühne zählt ihrer Art keine zweite. Sie ist keine Heldin der Bretter; sie hat die starke, innerliche Gefühlskraft, die echte, angeborene, schöpferische Natur. An ihr ist alles ganz selbstverständlich und natürlich. Darum merkt man auch der Frau Paula Conrad, die im bürgerlichen Leben als Gattin des wohl feinsten Verstehers und Empfänders unter unsern Kunsttrichtern, Frau Dr. Schlenker heißt, so garnichts vom Theater an. Eine bezaubernd lebenswürdige Hausfrau, die nicht die großen Rollen in dem Scheinbetrieb der offiziellen Welt sucht, sondern sich mit Lebenskunst und Geschmack ihr eigenes Leben in ihrer eigenen Welt zu schaffen weiß. Sie ist eine der herzlichsten, klugen und guten Frauen, wie sie Goethe, der Mann, sich zu verstehenden Freundinnen wünschte. **F. P.**

Im Zwielficht.

Nachdruck verboten.

Stille Abend Schatten weben,
Aus der ferne klingt ein Ton,
Langsam weicht zurück das Leben,
Und die Sterne glänzen schon.

Also kommt dir ein Erinnern,
Wenn dein Tag sich neigen will,
Und in deinem dunklen Innern
Wird es wieder Licht und still.

S. A. Weisz.

Hermengard.

Novellette von Jules Lemaitre.

Nachdruck verboten.

Der Vicomte von Bonnerueil, ein unbedeutender, verbit-
terter, alter Edelmann, die melancholische Vicomtesse und
ihre drei Töchter — die älteste, die ebenso schöne, wie
hochmütige Hermengard, und die beiden lustigen, lebhaften
jüngsten, Anna und Katharina — standen zu ihren begüterten
und einflußreichen Vettern, den Signerols, in dem undank-
baren Verhältnis armer Verwandter.

Verächtliche arme Verwandte! Das ist eine Sorte, die im
Pariser Faubourg Saint Germain nicht rar ist, in einer Welt,
wo täglich Vermögen daraufgehen, die dann kaum anders als
durch Heiraten mit der Industrie- oder Finanzwelt wieder
eingebrahrt werden können. Man kann kaum noch sagen, daß
diese Heiraten vereinzelte Ausnahmen bilden, indes gehören sie
noch nicht zur Regel.

Die ganze Familie der Signerols hatte sich zusammen-
gethan, um wohl oder übel für den Lebensunterhalt dieses
unbequemen alten Vicomte Bonnerueil und seiner Frau und
Töchter zu sorgen.

Der vornehme Marquis von Signerol hatte ihnen in
seinem alten Palast in der Rue Saint Dominique — einem
jener klassischen „Hotels“, im Hintergrunde des Hofes, mit
breiter, feinerer Freitreppe und hohen Fenstern — eine zwar
unter dem Dache gelegene, aber sehr anständige und sogar
prächtigt aussehende Wohnung, die ursprünglich für einen jün-
geren Sohn des Hauses bestimmt gewesen war, angewiesen.
Außerdem kam er für die Heizung und Beleuchtung der Bonne-
reuil's auf.

Die Marquise Signerol versah in jeder Saison die drei
Bonnerueil'schen Töchter mit neuen Kleidern. Andre Ver-
wandte schenkten den Mädchen an ihrem Namenstage einige
Hundertfrankenscheine für ihre Toiletten- und sonstigen Aus-
gaben.

Dazu kamen noch viele andre kleine Vorteile, denn die
Bonnerueil's verstanden sich darauf, in vornehmer Weise, ohne
sich etwas zu vergeben, zu betteln.

Ja, sie thaten es mit unvergleichlicher Würde, wie Leute,
die die Wohlthätigkeit ihrer Lebensweise als höchst wichtig
für das ganze adlige Faubourg erkannten, die die Hand sozu-
sagen im Namen eines Prinzips offen hielten. Und so lebten
sie mit ihren fünftausend Franken Rente und den Nebenein-
künften in mindestens gleicher Höhe eigentlich ganz beglückt,
wenn sie auch innerlich empört waren und stets vorwurfsvolle
Mienen und unzufriedene Gesichter zur Schau trugen.

An Kränkungen fehlt es ja nie, wenn man sucht. So
litten die Bonnerueil's seelisch am meisten unter dem luxuriösen

Aufwand und dem großartigen Auftreten ihrer reichen Vettern.
Die Signerols waren zwar freundlich gegen sie und luden sie
zu ihren kleinen Dinern und Soireen ein, aber die drei
Schwestern konnten sich nicht so oft in neuen Toiletten dort
zeigen, wie sie es wünschten, und das erbitterte sie.

Wenn sie in der Mittagsstunde zu Fuß von einer Prome-
nade zurückkehrten und vor der Thür des Palastes die ele-
gantesten Wagen sahen, auf der breiten Marmortreppe den distin-
gierten Erscheinungen der kostbar und chic gekleideten Ver-
wandten begegneten, so füllte sich ihr Herz mit Schmerz und
Groll.

Die Marquise Signerol bot ihnen allerdings zuweilen
ihren Landauer an, zu einer Spazierfahrt ins Boulogner
Wäldchen mit den beiden kleinen Signerols, aber dann be-
schlich die drei Schwestern eine unbestimmte Furcht, sie könnten
für die Erzieherinnen der Knaben gehalten werden, und das
gutgemeinte Verfahren ihrer Verwandten hatte nur zur Folge,
daß sie sich abermals an ihre demütige Stellung als arme
Verwandte erinnern mußten.

Uebrigens hatten die drei Schwestern bei ihrer Heimkehr
stets die schlechte Laune ihres Vaters zu ertragen. Durch An-
spielungen, durch allerlei Gebärden und durch sein ganzes Be-
nehmen machte er ihnen beständig zum Vorwurf, daß sie keine
Knaben seien. Die Geburt der drei Mädchen war ihm eine
dreifache Enttäuschung gewesen und erschien ihm als dreifaches
Unglück.

Ja, wenn er einen Sohn gehabt hätte! Er genierte
sich nicht, es vor seinen Töchtern zu gestehen, ein Sohn hätte
sie alle aus dem Elend gezogen. Einem Sohn wenigstens
wäre es nicht schwer geworden, eine vorteilhafte Heirat zu
schließen, er hätte sicher in der Finanz- oder Handelswelt
irgendeine reiche Erbin gefunden, hätte seinen guten, alten
Namen teuer verkauft und dabei den Häusern noch eine große
Ehre erwiesen! Aber was konnte aus drei Mädchen ohne
Mitgift anders werden als drei alte Jungfern?

Die älteste der drei Bonnerueil'schen Töchter, Hermengard,
hatte nach und nach diese Ansichten des Vaters zu den ihrigen
gemacht. Sie sah ihre Verdrängung ein. Und sie war eine
energische Person, eine stolze, brünette Schöne, fest entschlossen,
ins Leben einzugreifen und es zu ihrem Vorteil zu wenden,
wenn sie es konnte.

Ihre Armut empörte sie. Was nützte ihr der Name
allein? Blieb nicht der männliche Träger eines vornehmen
Namens gleich angesehen, wenn er nur recht mächtig und
reich zu werden verstand? Warum sollte sie nicht den ihrigen
ebenfalls verkaufen? Ließ sich nicht der Name der Frau dem
des Mannes bequem anfügen? Sie befaß für die Gesellschaft
die Vorzüge ihrer Geburt, ihrer Verwandtschaft, ihrer Be-
ziehungen, und damit beschloß sie zu rechnen!

Allerdings ließ sich die Verwertung dieses Besitzes für
ein Mädchen schwerer bewerkstelligen als für einen jungen
Mann. Indes das Suchen hatte sie ja umsonst.

Und sie suchte.

Zur gleichen Zeit konstatierte Ernst Foussard, ein in ganz
Paris bekannter moderner Geschäftsmann, der eine große Raffi-
nerie, zwei mächtige Knochenmehlfabriken, drei vielgelesene
Zeitungen und vier einträgliche Vergnügungsetablissemens befaß,
daß er's bereits auf die zwanzigste Million gebracht habe.
Er hatte sich einst mit der ehemaligen Geschäftsführerin eines
Familienhôtels, die über einige Ersparnisse verfügte, verheiratet
und war sehr jung Witwer geworden.

Der Gedanke, sich wieder zu verheiraten, war ihm bisher
nicht gekommen. Aber jetzt, da er sich ein großes Vermögen
erworben, jetzt, da er alles befaß, einen eigenen Palast in
Paris, eine Gemäldegalerie, ein historisches Schloß in der
Provinz, wo er zum Deputierten ernannt worden war, und
da er doch erst in Mitte der Vierziger stand, jetzt kam ihm die
Idee, eine Frau zu heiraten, die ihm das Einzige, was ihm
noch fehlte, mitbrachte: einen klangvollen, schönen Namen, der
dann mit Bewilligung des Staatsrats seinem Namen Foussard
beigelegt werden konnte und ihm später oder früher nach einem
gewissen Widerstand, den er ja voraus sah und den er im
voraus fast billigte, den Eintritt in jene geheimnisvolle, bis-
her für ihn unzugängliche Welt des vornehmen Faubourgs
St. Germain ermöglichte.

Und auch er begann sich umzusehen.
Das Suchen hatte zur Folge, daß Fräulein Hermengard
von Bonnerueil und Herr Ernst Foussard sich trafen, zuerst
auf einem Wohlthätigkeitsbazar, wo er ihr für ein paar
Manschettenknöpfe tausend Franken bezahlte. Natürlich hatte
er zuvor Erkundigungen eingezogen und wußte, daß der vor-
nehme Name und die großen Augen den ganzen Besitz des
schönen Mädchens bildeten.

Einige Tage danach fandte er der hübschen Verkäuferin
fünfhundert Kilo Zucker und ein riesiges Paket Kleidungsstücke
und Kurzwaren — für Ihre Armen!

Der Vicomte schrieb ihm, um ihm im Namen seiner
Töchter zu danken. In der folgenden Woche stellte sich Foussard
friehweg bei den Bonnerueil's vor.

Sein Besuch wurde angenommen, und er sah Hermengard
abermals. Er kam wieder und nun immer häufiger.

Ernst Foussard und Hermengard hatten einander von
Anfang an durchschaut. Sie spielten beide mit genügender
Discretion und Ernsthaftigkeit die erforderliche Komödie.

Foussard gefiel dem alten Vicomte wegen der Keinheit
seiner orleanischen Gesinnung und gewann die würdige Vicom-
tesse-Mutter durch die Versicherung seiner streng gläubigen Denk-
art. Am Ende des dritten Monats machte er seine Erklärung.

Der alte Vicomte benahm sich sehr würdevoll. „Mein
Herr,“ sagte er, „ich bedaure, daß Sie die Unvorsichtigkeit ge-
habt haben, einen Wunsch zu äußern, zu dessen ausdrücklicher
Verweigerung uns unsere Prinzipien nötigen. Ich bedaure
es, wie gesagt, denn ich hege Sympathie für Sie.“

„So gewähren Sie mir wenigstens eine Günst,“ ant-
wortete Foussard. „Gerühen Sie, meine Bitte Fräulein
Hermengard vorzutragen. Schlägt auch diese sie ab, so wird
mein Schmerz zwar tief sein, aber da ich dann ganz sicher
bin, daß mir keine Hoffnung bleibt, so scheint es mir, als ob
ich mehr Kraft besitzen würde, um dieser verhängnisvollen
Liebe Herr zu werden. Und das Bewußtsein, daß ich ihr,
ihr allein gehorche, wird mich aufrecht erhalten.“

„Mein Herr,“ sprach der Vicomte, „den Herzen nach
sind Sie ein Edelmann. Diese Worte bürgen hinlänglich für
die Noblesse Ihrer Gefühle.“

Als der Vicomte seiner Tochter Foussard's Antrag mit-
teilte, sagte sie einfach: „Endlich!“ Und dann fügte sie hinzu:
„Das wird die Signerols in Harnisch bringen!“

„Du nimmst also an?“ fragte der Vater verwundert.

„Du fragst noch, ob ich annehme? Ich habe das Elend
satt! Und übrigens, laßt uns mal vernünftig reden. Hat
nicht unser Vetter Sillery im vorigen Jahr ebenfalls eine
Geldheirat geschlossen?“

„Das ist etwas anders,“ versetzte die Mutter.

„So?“ fuhr Hermengard fort, „Herr Foussard wird sich
irgendwo den Grafentitel erwerben. Und wenn er es will,
wird er geistlich den Namen Foussard von Bonnerueil an-
nehmen, um später Foussard, der Kürze und Bebequemlich-
keit halber, fortzulassen — das alles wißt ihr ja ebenso gut
wie ich.“

„Und wenn ich meine Einwilligung versage?“ fragte der
Vicomte streng.

„Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, lieber Vater. Ich
werde ruhig auf meinem Willen bestehen, und ich kenne dein
weiches Herz, Papa; du hast deine Tochter so lieb, daß dir
der Mut fehlt, ihr darum zu zürnen.“

„Du sehest mich in Erstaunen, meine Tochter, und betrübst
mich tief.“

Und die alte Vicomtesse fügte entrüstet hinzu: „Du sprichst
nicht wie ein Mädchen meines Standes.“

Was den Vicomte aber nicht verhinderte, an Ernst Foussard
zu schreiben: „Mein Herr, es ist meine Pflicht, Ihnen mit-
zuteilen, daß meine Tochter Ihren Antrag günstig aufgenommen
hat. Ich gestehe Ihnen, daß ich ihren Entschluß mit aller
Macht bekämpft habe. Aber die Gefühle, die Sie ihr ein-
zuflößen wußten, sind derart, daß sie sich entschlossen zeigte,
im Notfall gegen den Willen der Eltern zu handeln. So
liegt die Sache. Ich bitte Sie, einem von Schmerz über-
wältigten Vater acht Tage Zeit zu lassen, sich zu sammeln.“

Als der alte Vicomte die Signerols von Foussard's Be-
werbung und Hermengard's Antwort in Kenntnis setzte, er-
hoben der Marquis und die Marquise ein förmliches Jeter-
geschrei. Sie erklärten, daß allein der Gedanke an eine solche
Heirat einen Edelmann mit Schauer erfüllen müsse.

Der Vicomte Bonnerueil pflichtete ihrer Ansicht bei, aber
er meinte, daß sie doch zu weit gingen.

Die Signerols beteuerten indes, daß sie nimmermehr
dulden würden, daß dieser „Spekulant und Gründer“ noch
einmal die Schwelle ihres Palastes überschritte.

Der Vicomte erhob gegen solche Härte Einspruch. Es
fielen auf beiden Seiten bittere Worte.

Dann erhob sich der Vicomte plötzlich und ging wütend
und würdevoll fort, um schon am nächsten Morgen seinen Um-
zug ins Werk zu setzen.

Er bezog mit Frau und Töchtern eine anspruchslose,
kleine Wohnung in der Rue du Lac.

* * *

Im Faubourg St. Germain herrschte große Bestürzung.
Allerdings war es ja nicht die erste Mißheirat; aber es
wurden ihrer allmählich doch zu viele. Und dazu handelte es
sich hier um eine Frau, die sich der materiellen Vorteile willen
mit einem ehrgeizigen, eiteln Emporkömmling verbinden wollte.

Ja, wenn es noch ein Mann gewesen wäre, der diskret
auftrat, sein Glück still halten würde! Aber man fühlte
wohl, daß dieser Foussard es ausposaunen, es mit allen Mitteln
der Reklame ausschreien würde, daß er imstande wäre, es auf
den erleuchteten Anschlagläulen, sowie auf allen noch dispo-
niblen Siebeln der Ringbahn der Welt zu verkinden. Schon
hatten drei Morgenblätter die bevorstehende interessante Ver-
lobung unter durchsichtigen Initialen angefündigt.

Damen der höchsten Aristokratie sah man jetzt die fünf
Etagen zu den Bonnerueil's hinaufsteigen, wo sie Hermengard
stundenlang die Leviten lasen und von Nahrung zu Enttäufung,
von Drohungen zu Bitten übergingen — alles vergeblich.
Hermengard war unerträglich.

Der im Faubourg hoch angesehene Vikar von Sankt Ama-
ranth kam ebenfalls, um mit der jungen Empörerin zu sprechen
und den Versuch zu machen, einen drohenden Skandal durch
Zureden zu verhindern.

Hermengard erklärte: „Gut, man will nicht, daß ich meinen
Namen verkaufe. Aber,“ und hierbei blinnte sie den Vikar
bedeutung an, „was sich verkaufen läßt, kann zurückgekauft
werden.“

Der Vikar schien zu verstehen; denn er hatte unmittelbar
darauf eine ziemlich lange Konferenz mit Hermengard's Vater,
dem Vicomte von Bonnerueil. Die Unterredung dauerte ziem-
lich lange, und zum Schluß geleitete der alte Vicomte seinen
Besucher auf seinen bescheidenen Fuz hinaus, wo dieser noch
halblaut rekapitulirte: „Also eine jährliche Pension von vierzig-
tausend Franken. Davon zwanzigtausend für Sie, Herr Vicomte,
Ihre Gemahlin und Ihre beiden jüngsten Töchter, mit der
Bedingung, daß diese nur mit einem Manne Ihres Standes
eine Ehe eingehen. Und zwanzigtausend für Fräulein Hermengard
mit der gleichen Bedingung. So stimmt's, nicht wahr? Ich
werde Ihren Vorschlag dem Marquis von Signerol und den
andern Persönlichkeiten des Faubourg, die sich dafür inter-
essieren, unterbreiten.“

Der Vermittlungsvorschlag wurde angenommen. In der
Rue de Barennes, Saint Dominique und Barbey-de-Jouy zir-
kulierte einige Tage später eine Art Subscriptionsliste für die
Pension der Bonnerueil's. Spottvögel nannten dies „das
Liebeswerk der armen Verwandten“. Aber die Liste füllte sich
rasch; denn auch die Eigenliebe kam dabei ins Spiel, da keiner
hinter der Höhe der ersten gezeichneten Beiträge zurücksehen
wollte.

Selbst Familien, die sich einschränken mußten, um mit
einem gewissen Anstrich von Bornehmheit das Leben in ihrem
ererbten Hotel weiter zu führen, beteiligten sich an der Sub-
skription.

Das verdienstvollste Scherlein war jedenfalls das des
Chevaliers von Dutarville, der fünfzig Franken monatlich
beisteuerte. Dieser weißbärtige Chevalier, einst Page bei Karl
dem Zehnten, heute ein schmucker Greis von streng gemessener
Höflichkeit, voll veralteter Vorurteile und größter Selbstlösig-
keit, lebte mit einem alten, ehrbaren Diener von einer sehr
kleinen Rente.

Eines Abends, als der Chevalier zufällig nicht in der
Stadt speiste, sondern zu Hause sein Stückchen Suppenfleisch
verzehrte, sagte er ganz laut: „Heutzutage kommen Dinge vor,

Joseph — Dinge! Diese kleine Hermengard von Bonnerentil — zu meiner Zeit ...

Joseph stimmte respektvoll bei, mit wortlosem Kopfschütteln. Der Chevalier fuhr fort: „Es ist in der That ein schönes Werk, einen solchen Skandal zu verhüten. Schade, daß ich nicht dabei mitwirken kann! Aber wir sind nicht reich genug, mein armer Joseph!“

Der Chevalier sah sinnend da, ein Bild wehmütiger Würde. Die Mahlzzeit wähnte nur kurze Zeit. Joseph, ebenso tief betrübt wie sein Herr, schien gleichfalls in ernstliches Nachdenken verfunken.

Aber am nächsten Morgen, als er dem Chevalier seine Schokolade brachte, schaute der alte Diener fast fröhlich drein. „Der Herr Chevalier möge sich beruhigen. Ich habe meine Berechnungen angestellt. Wenn wir ein ganz klein wenig an allem abziehen und ich des Morgens noch etwas früher aufstehe, um als erster in der Markthalle einzukaufen, können wir an fünfzig Franken monatlich ersparen. Und ich glaube verbergen zu dürfen, daß der Herr Chevalier es kaum merken wird.“

Ernst Foussard empfing nach Ablauf von acht Tagen vom Vicomte von Bonnerentil folgenden Brief: „Mein Herr, nachdem ich die von Ihnen erbetene Bedenkzeit den ernstlichsten Erwägungen gewidmet habe, muß ich Ihnen zu meinem Bedauern mitteilen, daß meine Tochter darauf verzichtet, Ihre Werbung anzunehmen. Wir haben vor einer Woche geschwankt, aber wir sind schließlich doch gezwungen, anzuerkennen, daß es Prinzipien giebt, die alles überwiegen und denen wir alles opfern müssen. Sie werden es uns nachfühlen, weil diese Prinzipien im Grunde auch die Ihrigen sind, und Sie werden die schmerzliche Unerbittlichkeit derselben billigen. Genehmigen Sie im übrigen“ u. s. w.

Häusliche Kunstarbeiten.

(Hierzu Fig. 1—4.)

Nachdruck verboten.

Truhe mit Holzbrandverzierung für Briefe, Gedenkblätter etc.

Die hübsche, verbleibbare Truhe in Fig. 1 ist 30 Cent. lang, 21 Cent. hoch, aus weichem Holz angefertigt, reich in Holzbrand verziert und mit Bronzefüßchen und Griffen versehen. Die stilvolle Zeichnung der Wände und des gewölbten Deckels hebt sich ungemein kräftig gegen den mit flachen Punkten ganz dunkelgebrannten Grund ab, den man jedoch, um eine übermäßige Rauchbildung zu vermeiden, auch nur dunkel zu beizen braucht. Die einfachen Ornamente und Verzierungen der Muster, die in bekannter Weise auf die einzelnen Teile zu übertragen sind, bieten auch für weniger Geübte keinerlei Schwierigkeiten. Zunächst hat man sämtliche Konturen mit dem Brennstift zu markieren und hierauf die verschiedenen Figuren dem persönlichen Geschmack entsprechend zu schattieren. Der äußere, bandartige Abschluß ist mit einzelnen unregelmäßig voneinander entfernten Punkten zu füllen und dann der Grund, einschließlich des 1 Cent. breit hervortretenden Bodenrandes, ganz dunkel zu brennen. Zuletzt wird die Truhe leicht gewachst oder mit Polierlack überzogen.

Papierkorb mit Oelmalerei für ein Damenzimmer.

Der zierliche, ganz allerliebste mit Malerei geschmückte Papierkorb hat ein Gestell aus braunlackiertem Bambusrohr, das, wie Fig. 2 zeigt, aus vier, etwa 55 Cent. hohen, geschweiften Stäben besteht, die unten, in etwa 14 Cent. Höhe, durch einen runden Holzboden von 18 Cent. Durchmesser, am oberen Rande durch einen etwa 85 Cent. weiten Reifen miteinander verbunden sind. Die Wände bilden geschweifte Kartontelle, die auf der Vorderseite mit hellgrauem Lederluch, auf der Rückseite mit rotbraunem Lederpapier überklebt sind. Der zarte Farbenton des Lederluchs ergibt einen sehr wirkungsvollen Hintergrund für die künstlerisch ausgeführte Oelmalerei, die auf jedem Teil einen andern, flott entworfenen Blütenzweig zeigt. Am Original sind Wöhlblüten, Tazetten,

Dekorationsbild mit gestickter Platte aus Holzstoff.

Einen reizenden Zimmerschmuck bildet der etwa 68 Cent. lange, 42 Cent. hohe Dekorationsbild in Kokoloform (Fig. 4), den ein mit grünem Plüsch bespannter, etwa 3 Cent. breiter Kartonrahmen umgiebt. Die mit reicher Stickerei verzierte Platte besteht aus einem dünnen, etwa papierstarken Holzturnier, das, auf losen Baumwollentstoff geleimt, sich sehr gut besticken läßt. Der Schild ist mit starkem Karton unterlegt, auf der Rückseite mit schwarzem Lederpapier bekleidet und mit zwei Dejen zum Anhängen versehen. Zur Herstellung der Stickerei überträgt man zunächst das Muster, wobei der Spruch selbstverständlich beliebig zu ändern ist, und führt dann die Stickerei im Rahmen mit bester englischer Stickerei aus. Die Klebblätter sind im Plattstich in Graugrün, die übrigen Blätter in Olivgrün mit braunen Adern, die Erdbeerblüte in Weiß mit einzelnen gelben Stichen zu arbeiten und die Früchte, mit gelben Fierstichen übersticht, in roten, die Kleeblieten mit langen Kettenstichen in rotlila Farbtönen auszuführen. Stiele und Ranken hat man im Plattstich mit Olivgrün, die Buchstaben mit bronzedraunem Seide im Platt- und Stielstich (die Stiche nicht zu dicht!) herzustellen.

Bezugsquellen: Berlin, Frau Rath, Ney, W. Leipzigerstr. 30: Fig. 1; Verein „Bienenkorb“ (nur für fertige Gegenstände), W. Lühnowstr. 73: Fig. 2 und 3; E. R. Wolf, W. Kurfürstenstr. 114: Fig. 4. Die Musterzeichnungen zu Fig. 1 u. 4 sind für je 50 Pf. zu Fig. 2 u. 3 zu 40 Pf. durch unsre Expedition zu beziehen.

Beschreibung des kolorierten Modenbildes „Oktober“.

Durch seine Farbenwahl und kleidsame Form zeichnet sich die erste der beiden Herbsttoiletten aus, die unser heutiges koloriertes Modenbild veranschaulicht. Sie ist aus sandfarbenerm Tuch gearbeitet und auf dem Rock vorn an beiden Seiten zweimal in senkrechter Richtung mit feiner, grüner, in Dejen genähter Seidenfuntache besetzt. Ein faltiger Gürtel von grünem Spiegelgarnet, den vorn eine schöne Schnalle ziert, bildet den oberen Abschluß des Rockes. Der vorn und



Fig. 1. Truhe mit Holzbrandverzierung für Briefe, Gedenkblätter u. dergl.

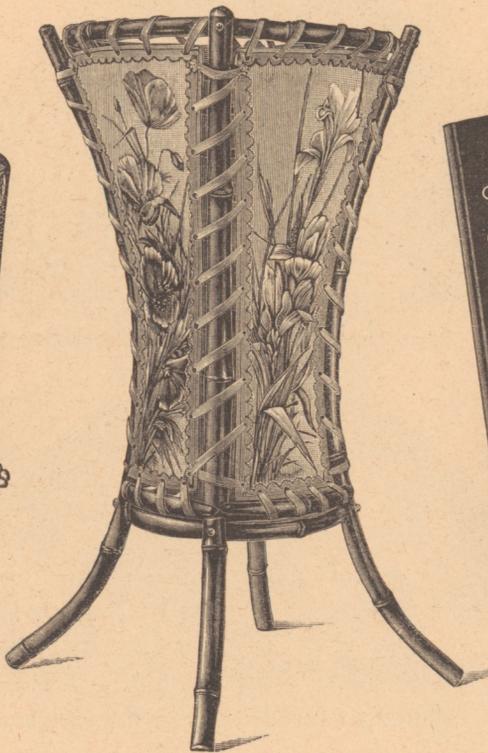


Fig. 2. Papierkorb mit Oelmalerei für ein Damenzimmer.



Fig. 3. Schreibmappe mit Blumenschnittverzierung.

Bücherchau.

Der sechzehnte (vorletzte) Band der neuen Ausgabe von „Meyers Konversations-Lexikon“ ist erschienen, das große encyclopädische Werk also nahezu vollendet. Der reiche textliche Inhalt des neuen Bandes umfaßt die Stichwörter „Sirup“ bis „Turkmenen“. Der illustrative Teil enthält 378 Textbilder, 75 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 18 Karten und Pläne. Besonders interessant sind die Abhandlungen über Spizzen, Sonne, Stubenvogel, Strand, Stockholm, Straßburg, Südpol, Sprache, Sprachfehler, Sprachunterricht, Staatsdienst, Staatsrecht, Staatsschulden, Steuern, Stadtbahnen, Telegraph, Theater, Türkei u. s. w. Im Texte wie im illustrativen Teile auch dieses Bandes finden wir den hohen wissenschaftlichen und künstlerischen Standpunkt des Meyerschen Konversations-Lexikons wieder in jeder Beziehung gewahrt, und die Darstellung ist so klar und gemeinverständlich wie in allen früheren Bänden dieses Werkes, das sich als das trefflichste Hilfs- und Nachschlagewerk für das tägliche Leben erweist.

Friedrich Rückerts ausgewählte Werke.“ 6 Bücher in 3 Bänden. Leipzig, Bf. Reklam. — Dreißig Jahre sind jetzt seit dem Tode Rückerts verstrichen, und damit ist es möglich geworden, eine billige Ausgabe der Werke des lange nicht genug gekannten und gewürdigten Dichters zu veranstalten und das Verständnis für seine Dichtungen weiteren Kreisen zu erschließen. Die vorliegende Ausgabe ist von Philipp Stein herausgegeben, der dem ersten Buche einen ausführlichen biographischen und kritischen Essay über Rückert und jedem der weiteren fünf Bücher eine kurz orientierende Einleitung und ein ausführliches Inhaltsverzeichnis beigelegt hat. Die Ausgabe enthält Rückerts schönste Dichtungen: „Liebesfrühling“, „Die Weisheit des Brahmanen“, „Deftliche Rosen“, „Haus- und Jahreslieder“, die „Geharnischten Sonette“ u. s. w., und fast zugleich alles, was für die Stellung des Dichters zur Litteratur und zu seiner Zeit, sowie für seine Persönlichkeit und Entwicklung charakteristisch ist, in geschickter und übersichtlicher Anordnung zusammen. Durch die Aufnahme der politischen Komödie „Napoleon“, die im Buchhandel kaum noch zu erhalten war und die doch ein interessantes Spiegelbild der Volksstimmung nach den Befreiungskriegen darstellt, hat die neue Ausgabe noch einen besonderen Reiz erhalten.

„Denkmäler der Kunst.“ Bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und Prof. Dr. v. Lühow. 8. Aufl. Stuttgart, Paul Neff. — Bereits in achter Auflage liegt das treffliche Werk vor, das in Wort und Bild eine so vorzügliche Uebersicht über den Entwicklungsgang der Architektur, Skulptur und Malerei von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart bietet. Die neue Auflage erscheint auch in Lieferungen, und jeder der genannten drei Kunstzweige wird darin einen eigenen handlichen Band bilden. 203 Tafeln, zum Teil in buntem Farbendruck, mit über 2500 Abbildungen sind zur Erklärung des Textes beigegeben.



Fig. 4. Dekorationsbild mit gestickter Platte aus Holzstoff.

Goldlack und Schiffsilien gewählt, die am besten nach der Natur oder auch nach guten Vorlagen zu malen sind. Den Außenrand der Teile umfaßt ein 3 Cent. breiter, bogenförmig gezähnter, heller Lederstreifen, der an jedem dritten Zackenbogen durchlöcht ist. Durch diese Löcher und um die Stäbe des Gestelles sind 1/2 Cent. breite Lederstreifen berartig zu legen, daß die Wände wie in einen Rahmen gespannt erscheinen. Nicht minder hübsch lassen sich die Wände des Papierkorbes, die dann aus Lederpappe zu schneiden sind, mit Brandmalerei verzieren, wobei man die Konturen dunkel einbrennt und Blüten und Blätter sorgfältig mit dem Brennstift schattiert; ein leichtes Ausmalen erhöht die Wirkung wesentlich.

Schreibmappe mit Blumenschnittverzierung.

Von ungemein reicher Wirkung ist die auf dunklem Grunde in Blumenschnitt verzierete, etwa 20 Cent. breite, 28 Cent. hohe Schreibmappe (Fig. 3), deren im Kokologeschmack gehaltene Zeichnungen intarsienähnlich hervortreten und bei leichter, flotter Ausföhrung einen gewissen künstlerischen Reiz entfalten. Zur Herstellung der Schreibmappe, die innen mit Löffelblättern und mit Kartontafeln mit blauem Atlasüberzug versehen ist, sind zunächst zwei entsprechend große, weiße Holzplatten schwarz zu beizen und hierauf sorgfältig zu polieren. Alsdann überträgt man die Vorzeichnungen für die Vorder- und Rückseite und führt die Arbeit in Blumenschnitt aus, wobei die Blätter und Blüten ziemlich tief, die Arabesken und feinen Linien jedoch nur flach auszuheben sind. Die Fertigstellung der durch einen schwarzen Lederrücken zur Mappe zu verbindenden Platten überläßt man am besten dem Buchbinder, weil die Arbeit für ungeübte Hände Schwierigkeiten bietet.

hinten übereinstimmend gearbeiteten, sich leicht über den Gürtel bau-schenden Blusentaille liegt eine kleine, gerundete Passe von sandfarbener Seide auf, die mit einer wirkungsvollen Stickerei von grün und goldig schimmernden Perlen überdeckt ist. Aus gleicher Seide besteht der leicht geschweifte Kragen, den außen ebenfalls Perlenstickerei, innen eine duftige Spitzenfrisur schmückt. An beiden Seiten schließen sich an die Passe Garnitureile von grünem Sammet, die, mit gleichfarbigem Taffet unterfüttert und mit schmaler Pelzborte begrenzt, sich epaulettenartig auf die Armelein legen. Diese bilden oben kleine Bausche und sind, wie die Abbildung zeigt, mit Soutachever-schnürung, sowie am Rande mit Pelzborte geschmack-voll verziert.

Sehr hübsch wirkt auch die zweite, aus blauem Tuch gearbeitete Toilette, deren Rock am untern Rande mehrmals mit schmaler, schwarzer Hohlkante besetzt ist, die karoartige Gruppen bildend, von gleicher Höhe durchkreuzt wird. Die bauschige Blusentaille, die mit einem kurzen Schößchen abschließt, ist oben und unten ringsum karoartig mit Lize verziert. Auf dem Mediceistragen und auf dem obern bauschigen Teil der Armelein wiederholt sich der Besatz in derselben Weise, während das Schößchen nur in senkrechter Richtung mit Lize benäht ist. Der dunkle Ton der Toilette wird vorteilhaft be-lebt durch einen schmalen Einsatz von lachsfarbenem Sammet, den die ringsum, sowie an den Armelein mit Persierstreifen begrenzte Taille sichtbar werden läßt. Ein schmaler, mit farbigen Steinen besetzter Goldgürtel hält die Taille zusammen.

Bezugsquelle: Berlin, Herrmann Gerson.

Gesellschaftstoilette.

(Hierzu das Titelbild S. 453.)

Ueberaus vornehm und elegant wirkt die Toilette aus schwerem, schwarzem satin merveilleux auf der Titelseite unseres heutigen Blattes, deren geschmackvolle Verzierung in schöner Perlpassementerie und schwarzen Straußfederbörduren besteht. Der hinten in gegeneinandergekehrte Falten geordnete Rock ist an der rechten Seite, wie die Abb. zeigt, leicht gerafft und mit Bordüre verziert, die oben unter dem Gürtel von schwarzem Atlasband endet. Diesen schmückt seitwärts eine kurze, flotte Schleife, die mit einer Fetta-grasse zusammengefaßt ist. Gleiche Agraffen zieren die oben breite, nach unten schmaler werdende Toll-falte, die, mit Federbordüre begrenzt, den vordern Schluß der leicht gebauschten Blusentaille deckt. Eine graziose, mit feiner Franse ab-schließende Perlpassementerie schmückt in wirkungsvoller Weise die Vor-dertheile der Taille und wiederholt sich auf den glatten, abgerundeten Epauletten, die auf den unten mit Federbordüre begrenzten Armelein liegen. Den obern Abschluß der Taille bildet ein breiter Mediceis-tragen, auf welchen innen Straußfederköpfchen genäht sind.

Bezugsquelle: Paris, Maison Grados-Angenault, 67 rue de Provence.

Die Mode in der Fächerindustrie.

Hierzu drei Abbildungen.

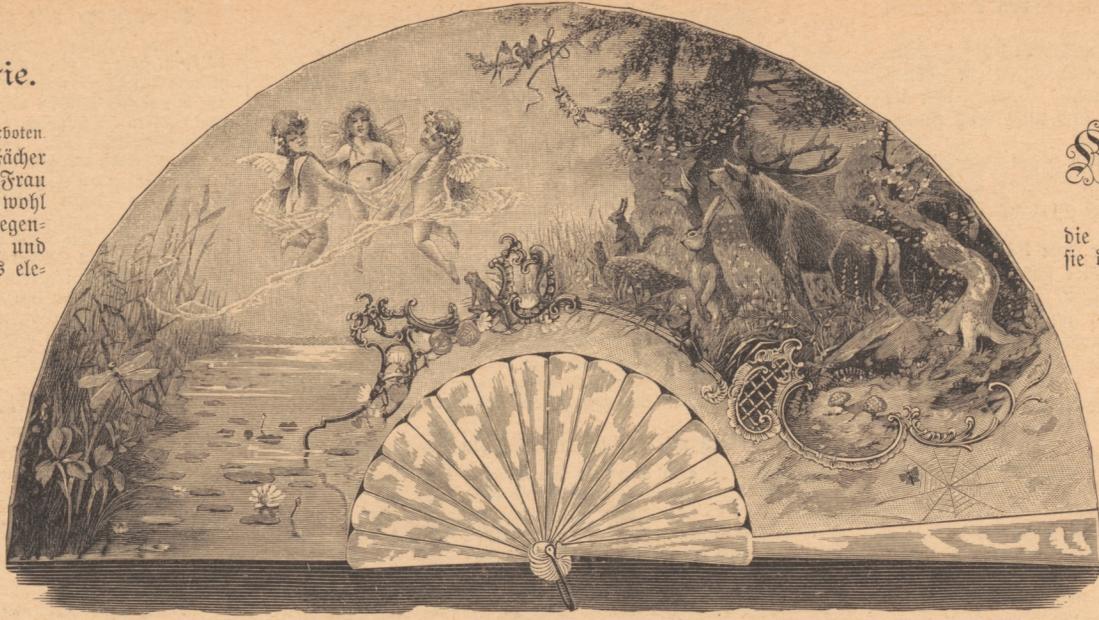
Nachdruck verboten.

In wie bereiteter Dolmetsch der Fächer in den graziösen Händen einer Frau werden kann, davon hat sich wohl jeder schon überzeugt, der einmal Gelegenheit hatte, in Theatern, Gesellschaften und auf Bällen die stumme Sprache dieses eleganten und zierlichen Damenpielzeugs zu beobachten. Freilich ist diese vielseitige und leichte Hantierung erst möglich geworden, seitdem die etwas steifen und schwerfälligen Federn- und Fächer-Stielsfächer des Mittelalters durch die bequem zusammenlegbaren halbkreisförmigen Faltenfächer ersetzt wurden, die aus Japan und China an den glanzvollen Hof Ludwigs XIV. kamen und sich hier sehr bald zu einem der kostbarsten Luxusartikel entwickelten. Die Stäbe aus Gold, Silber, Perlmutter oder Elfenbein verzierte man mit kunstvollen Gravierungen und reichen Edelsteineinlagen, und anstelle der bunten Papierüberzüge traten wertvolle Seiden- und Lederstoffe, die mit feinen Gouachemalereien geschmückt wurden. Kein Wunder, daß ein so kostbares Toilettenstück nur von wenigen Bevorzugten erworben werden konnte. Erst in unsrer Zeit, wo die Mode aufgehört hat, ein Privilegium einzelner zu sein, und mehr und mehr Gemeingut aller geworden ist, erst jetzt hat auch der Fächer eine allgemeine Verbreitung gefunden und sich zu einem fast unentbehrlichen Schmuckstück jeder eleganten Damenkleidung entwickelt. Aus der mehr oder minder geschmackvollen Art der Fächerausstattung läßt sich allerdings auch heute noch auf das individuelle Kunstverständnis und die Vermögenslage der Besitzerin schließen.

Die Fächerindustrie hat in jüngster Zeit einen erneuten Aufschwung genommen, hauptsächlich infolge der dankenswerten Mitwirkung unsrer Künstler, deren thätiges Eingreifen ja auch anderen kunstgewerblichen Zweigen neuerdings so außerordentlich förderlich gewesen ist. Die deutsche Fächerausstellung, die vor sechs Jahren in Stuttgart stattfand und für Fächer hervorragender Künstler bereits Preise von fünfhundert bis tausend Mark erzielte, ist sehr anregend und von nachhaltigem Einfluß gewesen. Es mangelt seitdem auf keiner großen Kunstausstellung an Fächerneuerheiten, die durch das Zusammenwirken von Malerei und Industrie zu Kunstwerken ersten Ranges erhoben und mit den höchsten Preisen bezahlt werden. Zu den bekanntesten Fächermalern gehören in Berlin Georg Schöbel, Max Koch, Friedrich Stahl, Maria Peiler u. a. Die beigefügte Abbildung (Fig. 1) zeigt einen solchen Fächer der Firma Conrad Sauerwald, dessen Original von G. Schöbel auf Seidengrund gemalt ist: eine fein abgetönte Idyllenlandschaft mit meisterlich behandelten Genien, die den Frühlingsreigen in den Lüften tanzen; teils neugierig, teils bewundernd schauen ihnen die Tiere des Waldes zu.

Die Fächer unterliegen, wie alles, was zur Toilette gehört, dem beständigen Wechsel der Mode. Das gilt sowohl von der Größe wie von der Form und Ausstattung, den Gestellen und Stoffen. Die Größe der Fächer ist sehr verschieden. Während das glatte, weiße Perlmuttergestell des Ballfächers in unrer Fig. 1 vierzehn Zoll und das Schildpattgestell des prächtigen Marabufächerers in Fig. 2 dreizehn Zoll mißt, ist das weiße Perlmuttergestell des eleganten Falters in Fig. 3, der mit weißem Krepp bezogen und mit rot Metalstiften wirkungsvoll überföhrt ist, nur 7 1/2 Zoll breit. Zwischen sieben und vierzehn Zoll schwanken zur Zeit die Größenformate. Für Promenaden- und Wagenfächer, die ja nicht nur Kühlung wehen, sondern auch vor Sonne und Wind Schutz gewähren sollen, dürfte wohl auch in Zukunft das größte Format in Gebrauch bleiben. Ebenso für Spigenfächer, für Ballfächer aus Strauß- und Marabufedern, deren Wirkung gerade in den schönen, großen und breiten Federn liegt, sowie für alle zu bemalenden Fächer, die ja bei dem in den letzten beiden Jahrzehnten allgemein üblichen dreizehnzölligen Format die wünschenswerte größere Fläche für die Komposition des Künstlers darbieten. Dagegen vollzieht sich bei den Gesellschaftsfächern aus Stoffbezügen neuerdings ein deutlich erkennbarer Uebergang zu einem kleineren Format. Hierzu ist die neu erwachte Vorliebe für ältere Stilarten die Veranlassung gewesen. Zunächst wurden die Fächer in Rokoko-, Louis seize-, Directoire- und Empirestil in denselben kleinen Formaten — sieben bis elf, am meisten neun Zoll — gearbeitet, wie sie in jenen Zeiten, die diese Stilarten charakterisieren, in Gebrauch waren. Jetzt aber fertigt man auch die Stofffächer modernen Stils mit Vorliebe in diesen kleinen Formaten an.

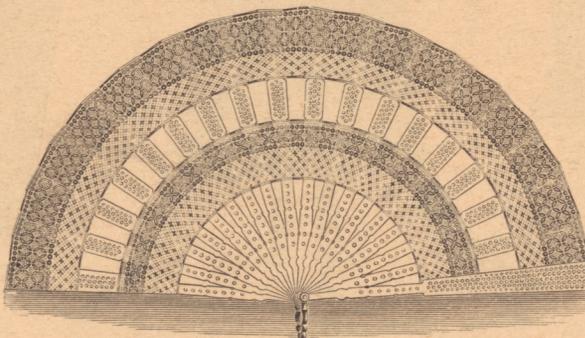
Auch für die Form und Ausstattung der Fächer haben die älteren Stilarten mancherlei neue Anregungen gegeben. Dahin gehört die Teilung des Fächerblattes durch Arabesken in mehrere Felder; sodann die Verwendung der Faltersfächer, die entweder allein als wirksamste Dekoration des Fächers benutzt wird oder zur Verzierung der Arabesken oder zur Ausschmückung gemalter Schmetterlinge, Libellen, Blumenkelche zc. dient. Ferner die Teilung des Fächerblattes in zwei einander parallel laufende, breite, bandartige Streifen (Kabriolettform), zwischen denen die Stäbe des Gestells hervortreten (vgl. Fig. 3). Weiter die Teilung in drei Felder durch zwei auf der Blattfläche aufsteigende, reichgeschmückte Fächerstäbe (Sultanform); die Verwendung verschiedenartiger, aufeinanderliegender Stoffe, wobei der nach hinten liegende Stoff in Ausschnitten des vorderen sichtbar wird und oft überraschend reizende Wirkungen hervorruft. Ganz neu, aber etwas gesucht, sind die Fächer in Form von



1. Ballfächer mit Originalgemälde von Georg Schöbel.



2. Schneeflockenfächer aus weißen Marabufedern.



3. Faltersfächer neuester Mode in Kabriolettform.

Schmetterlingen, sowie in einer zusammenlegbaren, nur mit wenigen Stäben ausgestatteten, schmalen, dreieckigen Façon. Dasselbe gilt von der Flügelform (für Adler-, Uhu- u. s. w.) und von den Cotillonfächern, die teils als ausziehbarer Fächer in Gestalt von Cigarren, Pfeifen, Malerutuben, teils als Kokosfiguren gearbeitet werden.

Als kostbarstes Material für Gestelle gelten Perlmutter, das in weißer oder schwarzer Farbe aus der echten Perlmuschel oder buntschillernd aus andern Muschelarten herausgeschliffen, dann mühsam geschabt, künstlich gefärbt, mit Edelmetall eingelegt oder reichgegrübt und geschliffen wird, und das sehr dauerhafte blondfarbige Schildpatt. Elfenbein schwächt die Wirkung der Fächerbezüge und wird daher seltener verwendet. Zu den billigen Fächern benutzt man feinpolierte, glatte Knochen- oder geschmackvoll geschmückte Holzgestelle (Ebenholz, Weichenholz).

Als Fächerbezüge dienen Spitzen, Federn oder Seidenstoff. Von den echten Spitzen werden namentlich points ronds, points d'aiguilles und Duchessefalten verwendet; ebenso wirkungsvoll sind jedoch die neuen, feinen Spigenimitationen. Das kostbarste Material für die Federfächer liefern die weißen, schwarzen, schwarz-weißen oder grauen Straußfedern, die zarten, weißen oder schneeflockenartig mit schwarzlichen Spitzen versehenen Marabufedern, die Flügelfedern des Adlers, Geiers, Uhus, die Stofffedern des Auerhahns, Birrhahns u. s. w. Zu den gemalten oder den mit Faltersfächern versehenen Fächern verwendet man leichte Seidenstoffe, Seidenkrepp oder Seiden gaze; auch aufgelegene Schwanenhaut (Pean), das sogenannte „Fächerpergament“, das sehr haltbar ist und sich vorzüglich zu Malereien eignet. Atlas wird nur noch zu Promenadenfächern benutzt. Zu Ball- und Gesellschaftsfächern nimmt man ausschließlich die genannten leichteren Stoffe, die indes einer sehr sachgemäßen Appretur bedürfen, um nach dem Falten straff auf dem Gestell zu sitzen; bei zu starker Appretur brechen die Stoffe bald in den Faltenkniffen, bei zu geringer werden sie leicht bauschig. Wer einen Fächer bemalen will, thut daher gut daran, den Stoff nicht selbst zu appretieren, sondern ihn aus einer Fächerfabrik* zu beziehen. G. D.

* Beispielsweise werden in der bekannten Fächerfabrik von Conrad Sauerwald (Berlin, W. Leipzigerstr. 20), von der auch die oben abgebildeten drei neuen Fächer hergestellt sind, alle modernen Fächerstoffe, sorgfältig präpariert, sowohl meterweise wie auch blattweise abgegeben.

Der Alte geht!

Stimmungsbild von Alfred Lorek.

Nachdruck verboten.

„Sinder, wißt ihr das Neuste?“ ruft im Nebenzimmer ein Schreiber seinen Kollegen zu: „Der Alte geht!“ Die Beamten im Hauptbureau haben die Worte vernommen, und einer flüstert sie dem andern zu.

Halblaut bringen sie auch an das Ohr des ersten Buchhalters, und er begrüßt jede Silbe mit einem wonnigen Glücksgefühl, wie der hinter düstern Kerkermauern jahrelang begraben Gewesene die ersten lichten Sonnenblicke der Freiheit.

„Der Alte geht — geht endlich!“ Mit welcher Sehnsucht hat er jahraus, jahrein auf diese Botschaft gewartet! Wie hat er in rastloser Arbeit gesucht, des Herzens banges Hoffen zu dämpfen, sein heißes Sehnen und Verlangen zu meistern! Vergeblich war es gewesen; denn gar zu arg hat ihn der Gedanke gemartert und gequält, vom frühen Morgen bis zum späten Abend: wann endlich wird die Stunde schlagen, da er seinem teuren Märchen das verprochene eigene Heim bereiten kann, so schön und standesgemäß, wie er es für die in der Jugend verwöhnte Offizierstochter wünscht? Wann endlich wird er aus der subalternen Stellung heraus in eine leitende kommen, Direktor des Bureaus werden — wann wird der Alte gehen?

Schon beginnen Silberfäden sein Haar merklich zu durchziehen; das Mädchen, dem er sein Herz, sein ganzes Sein hingeben will, sein liebes, treues Märchen, fängt an der Seite der alternden Mutter bereits an zu verblichen, und „der Alte“ ist geblieben — von Jahr zu Jahr!

In mahnsinniger Wut hat es ihn oft geschüttelt; er hat mit den Zähnen geknirscht, sich innerlich aufgebaut gegen sein Geschick, das ihn zum Warten, zum ewigen, aussichtslosen Warten verdammen zu wollen schien, bis er schließlich langsam und allmählich sein Hoffen und Bangen nach Glück, nach der Frau seiner Wahl, nach dem erträumten, schönen und beglücklichen Heim, dem ruhigen, gesicherten Alter zu begraben, einzujagen begann.

Aber das war nicht leicht gewesen; denn immer, immer wieder brachen die alten Wunden auf. Erst in letzter Zeit schien es ihm, als habe er über sein Wünschen und Sehnen endlich den Sieg davongetragen, als habe er in der That gelernt, zurückzutreten, zu entsagen.

Und da — da trifft ihn heut das jahrelang ersehnte, erlösende Wort: „Der Alte geht!“

Nun kommt er spät, aber doch noch an die Spitze der Bureauverwaltung. Zu spät? fragt eine innere Stimme bang. Nein und tausendmal nein! antwortet sein Herz. Und wie durch Zauberschlag ersteht das mühsam eingezogene Hoffen in ihm wieder: noch liebt er, noch wird er geliebt, und mag auch immerhin sein Haar ein bißchen grau, sein Herz ein wenig alt geworden sein, noch giebt es ein Glück, ein Glück auch für ihn!

Bald darauf stehen sie sich gegenüber: „der Alte“ und er, nunmehr „der Neue“.

In kurzen Worten macht ihm jener von der erfolgten Pensionierung Mitteilung; in kurzen Worten, aber freundlich wie immer, überbringt er ihm, dem „Neuen“, die Nachricht, daß er nun aufrücke, daß er, wie ja ganz selbstverständlich, an seine, des Alten Stelle komme.

Doch trotz aller Kürze, trotz des freundlich lächelnden Mundes zittert die Stimme des Sprechenden, und leise, kaum merklich klingt ein Ton der Wehmut und der Trauer hindurch.

Er fühlt, wie des „Alten“ Herz blutet, und Wehmut überkommt auch ihn. Sie haben so lange zusammen gearbeitet, beide zwei treue Diener ihrer Pflicht; sie haben sich in dieser Pflichterfüllung stets gefunden und verstanden. Und nun soll das plötzlich zu Ende sein, sollen sie auseinandergehen — wohl auf immer?

Wie hat er nur aufjubeln können, er, der dem andern sein Liebestes nimmt, des Daseins Zweck und Wert, er, der lachende Erbe des anzugewohnten, zum alten Eien geworfenen Kameraden! Es schneidet ihm tief ins Herz. Und mit einemmale ist all der Freudenrausch verflogen, und er drückt dem Alten so warm und herzlich die Hand, wie er sie ihm noch nie gedrückt: zum erstenmal haben sie sich auch außerhalb ihrer Pflicht, der Mensch zum Menschen, gefunden. . .

Still, fast traurig geht er heute nach Schluß des Kontors von dannen. Nachdenklich, wie nie zuvor, lenkt er die Schritte den gewohnten Weg zu ihr, der all seine Sehnsucht die langen Jahre gegolten hat.

Die Kollegen schütteln den Kopf hinter ihm her. Sie haben den sonderbaren Rauz, den „Doggenger“, wie sie ihn nennen, nie recht verstanden, und heute verstehen sie ihn erst garricht.

Er aber muß fortwährend daran denken: „Wie lange wird es dauern, dann bist du der Alte“, dann hofft und sehnt sich wieder ein anderer, wie heute du — wie lange und ein anderer jubelt eines Tages ebenso froh, wie du heute, als glücklicher Nachfolger, während dir, dem von der Arbeit Scheidenden, dann beinahe das Herz bricht.“

Mit solchen Gedanken kommt er ans Ziel — zu ihr, um ihr die Neuigkeit zu melden, über die sie ja froh und glücklich aufjubeln wird — die für ihre Zukunft so bedeutungsvolle und entscheidende Botschaft: „Der Alte geht!“ . . .

Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von 2 1/2 Mark vierteljährlich (in Oesterreich-Ungarn fl. 1,50 ohne Stempel) angenommen.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert, sowohl durch die Postanstalten, als auch durch jede Buchhandlung.

Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktion-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Hierzu koloriertes Modenbild „Oktober“ und Seite 461—464.

Kragen und Hut aus Pelz.

Pelz in Verbindung mit schöner Spitze bildet in diesem Jahr eine beliebte Zusammenstellung für elegante Toilettengegenstände und ist auch zu dem sehr hübschen, fleisamen Kragen in untenstehender Abb. verwendet. Dem eckigen, nach vorn schmaler werdenden untern Teil des Kragens aus Stunckschleifschiff ein breiter Sturmkragen von gleichem Pelz an, den auf der Innenseite eine volle Friitur von schöner, gelblicher Guipürespitze garniert. Vorn an beiden Seiten zieren den Kragen breite, unten abgeschragte Enden von schwarzem Atlas, die mit feinen, in Bindungen geordneten Spitzenfriuren und zwischen diesen mit Stunckschwänzen bedeckt sind. — Flott und fleisam ist der barettartige Hut aus Seal, dessen hohen, nach oben sich erweiternden Kopf eine ringsum aufgebogene Krempe begrenzt. Die Garnitur bildet breites, violettes Chinéband, das sich faltig um den Kopf legt und an der linken Seite in zwei stehende Schlingen geordnet ist. Hinter diesen sind zwei volle, schöne Straußfedern in etwas hellerer Schattierung hochstehend befestigt.

Bezugsquellen: Berlin, C. Salbach, NW. Unter den Linden 67 (Kragen); Herpich, W. Leipzigerstr. 11 (Hut).

Modeneuheiten.

(Hierzu Fig. 1—4 auf Seite 462.)

Dunkelfila Kashmir ist zu der hübschen Toilette in Fig. 1 verwendet, die eine Garnitur von gleichfarbiger Seide und dunklerer Lize hat. Diese ist dem mäßig weiten Rock dreimal ringsum in hinten aufsteigender Richtung aufgesetzt. Aus ihrer obersten Reihe erheben sich vorn drei verschlungene Figuren. Eine ebensolche, aber nach unten gerichtete Figur ziert vorn und hinten die dreimal am runden Ausschnitt mit Lize garnierte Blusentaille, die sich an eine Passe von gefalteter Seide anschließt. Aus gleicher in Falten geordneter Seide besteht der Stehkragen, den oben und unten zweimal Lize ziert, die seitlich in kleine Schlingen geordnet ist. Diefelbe Garnitur wiederholt sich auf dem mit einem pliffierten, seidenen Schößchen begrenzten Gürtel und unten auf den mit Pliffés verzierten Ärmeln, die oben mit geschlitzten und von Pliffés umrandeten Epaulettenteilen versehen sind.

Von vornehmer Wirkung ist die Toilette in Fig. 2 aus myrtengrünem Tuch und dunklerem Sammet mit einer reichen Garnitur von grüner Seidenjoutache und grauem Pelz. Ein breiter Sammetstreifen deckt unten den Futterrock, auf dem ein in großen Bogen ausgeschnittener Tuchrock, einen Doppelrock imitierend, fest aufliegt. Die vordern Nähte ziert leichte Soutacheverchnürung, die sich oberhalb eines Pelzstreifens auch rings um den Rock zieht. Die anschließend gearbeitete Taille aus Tuch hat einen hinten eine kleine Spitze bildenden Einsatz aus Sammet, den oben ein Medicistragen aus gleichem Stoff, an den Längsseiten ein gleichfalls hinten spitz geschnittener Shawlkragen aus Tuch begrenzt. Unter dem Shawlkragen hervor zieht sich rings um die Taille niederdartig Soutacheverchnürung, deren hinten aufsteigende Spitze bis an den Kragen reicht. Dieser sowohl als auch die verschnürten Tuchepauletten, die Sammetärmel und der Medicistragen sind mit Pelz verbrämt.

Chic und neu ist der in Fig. 3 und 4 dargestellte, in Sachform gearbeitete, dreiviertel lange Paletot aus hellfarbigen Tuch mit lila und weiß kariertem Seidenfutter, der vorn übereinandertretend geschlossen und mit zwei Reihen großer, schöner Perlmutterknöpfe versehen ist. Den übrigen Schmuck bilden 2 Cent. breite Tuchstreifen in etwas dunklerer Tönung, die längs der Seitennähte über den langen Schlitzen, sowie hinten über der Falte eckige Figuren bilden. Dunkleres Tuch bedeckt auch die breiten Aufschläge des Mantels, an den ein hoher, innen mit lila Sammet bekleideter und mit Tuchstreifen verzierter Sturmkragen angeschnitten ist; dieser wird vorn, wie Fig. 3 zeigt, in origineller Weise durch eine Spange über dem Ausschnitt des Mantels zusammengehalten. Die unten mit Knopfschluß versehenen Ärmel haben oben eingesezte Teile, deren Aufsatz Tuchstreifen decken.

Bezugsquellen: Berlin, Herrmann Gerson; Fig. 3 und 4; Paris, Maison Gradoz-Angenault, 67 rue de Provenoe; Fig. 1 und 2.

Aphorismen.

Nachdruck verboten.

Mancher hat mehr vom Glück, solange er davon träumt, als wenn er es besitzt.

Garnichts sehen ist unter Umständen besser als etwas halb oder in schlechter Beleuchtung sehen.

Unter allen Beschäftigungen wird uns jene mit unsern Hoffnungen am letzten langweilig.

Manche Menschen thun nichts, ohne andre um Rat zu fragen, aber sie können sich nicht dazu entschließen, auf andrer Rat etwas zu thun.

Es giebt Fragen, vom Schicksal oder von andern aufgeworfen, auf die wir absolut nicht Bescheid thun können. Wir würden aber sehr gut wissen, was wir zu sagen hätten, wenn wir ein anderer wären, als der wir sind.

Das schönste Denkmal, das wir einem Menschen setzen können, ist, an ihn zu glauben.

Rudolf Maria Schubert.

Die Zimmerluft.

Arztliche Plauderei von Dr. med. J. Reinhardt.

Nachdruck verboten.

Unsre Wohnungen, die dem freien Spiel der Winde und dadurch der unbeschränkten Luftmischung verschlossen bleiben, sind nicht selten die Stätten der schlechtesten und gesundheitschädlichsten Veränderungen der Luft.

Wir wissen, daß die Atemluft des Menschen möglichst viel Sauerstoff und so wenig wie möglich Kohlenäure enthalten soll. Aber wir bezeichnen die Zimmerluft schon als verdorben, bevor die Herabsetzung ihres Sauerstoffgehalts eine irgendwie nennenswerte Ausdehnung erreicht hätte oder ehe eine vermehrte Kohlenäureauscheidung als ein wirkliches Atmungshindernis in Betracht käme.

So haben Seegen und Nowak Tiere in einen abgeschlossenen Behälter gebracht, dem sie bei beständiger Ableitung der Kohlenäure unaufhörlich frischen Sauerstoff für den Verbrauch zuführten. Die Forscher hatten somit die scheinbaren Grundbedingungen für eine ungehinderte Atmung der Tiere erfüllt. Trotzdem gingen sämtliche Versuchstiere ohne Ausnahme zu Grunde.

Arsonval und Brown-Sequard haben übrigens vor kurzem in der Ausatmungsluft von Tieren ein flüchtiges organisches Alkaloid aus der Reihe der Ptomaine gefunden, dem sie diese Vergiftungserscheinungen zuschreiben.

Außer diesen chemischen Veränderungen sind es vor allem mechanische Beimengungen, welche die Luft in unsern Wohnräumen zu verderben vermögen. Der beigemischte Staub z. B. schließt sehr ernste Gefahren in sich. Der modernste Zweig der medizinischen Wissenschaft, die Bakteriologie, hat uns nämlich gelehrt, daß dem Staube stets zahlreiche Keime niederer Organismen zugesetzt sind.

Um sich Kenntnis von der Anwesenheit dieser Mikroorganismen zu erwerben, hat man nur nötig, sich einige Nährboden des (in medizinischen Warenhäusern erhältlichen) Nährbodens für die Keime zu verschaffen. Es sind dies Reagenzgläser, die mit einer hell- bis bernsteingelben, völlig durchsichtigen Masse gefüllt sind. Ihr Gehalt besteht aus einfacher, in geeigneter Weise hergestellter Rindfleischbouillon, die durch Zusatz von Gelatine oder Agar-Agar zum Erstarren gebracht ist. Die Gläschen sind mit sterilisierten Wattepfropfen verschlossen, weil diese einen völligen Abschluß gegen alle Ablagerungen unsrer Atmosphäre ermöglichen. Entfernt man nun den Wattepfropfen von einem solchen Röhrchen und läßt es offen stehen, so bedeckt sich der Nährboden nach ungefähr zwanzig Stunden mit einer feinen Krüftung an bestimmten Punkten, und nach zweimal vierundzwanzig Stunden finden wir deutliche, je nach Art der hineingeratene Bakterien gefärbte, rundliche Herde. Diese Bakterienkolonien zeigen sich, wenn sie der Vergrößerungslinse unterbreitet werden, aus unzähligen kleinen Stäbchen oder Kügelchen, von denen jedes einen jener winzigen Organismen vorstellt, zusammengefaßt.

Auf das Eindringen derartiger Keime sind viele nutzbringende Vorgänge in der Natur zurückzuführen. Diese Keime bewirken z. B. alle in organischen Nährsubstanzen vorkommenden Gärungen, also u. a. die Zuckersäure- und Milchsäuregärung. Ihnen verdanken wir ferner unsern goldenen Wein und unsern Gerstenjaft.

Aber sie verursachen andererseits auch die schwersten Leiden des Menschengeschlechts.

Daher ist es unsre Aufgabe, durch größtmögliche Sauberkeit und Lüftung diese Keime daran zu verhindern, daß sie mit uns in Verbindung treten, um so der Gefahr einer Ansteckung zu entgehen und keine Epidemie zum Entstehen kommen zu lassen. Denn glücklicherweise sind jene gefährlichen Beimengungen unter den harmlosen Luftbewohnern, den einfachen Fäulnis- oder Gärungserregern, nur in ganz verschwindender Anzahl vertreten, und sonst feste und intakte Organismen sind recht wohl imstande, einem vereinzelt Angreif mit Hilfe ihrer natürlichen Abwehrmittel Widerstand zu leisten.

Je enger besetzt die Wohnräume sind, je inniger die Berührung vieler Hausgenossen untereinander, je unmittelbarer die Nachbarschaft der von zahlreichen Familienmitgliedern bewohnten Zimmer, um so leichter kommt es naturgemäß zur Uebertragung von Krankheitskeimen. Da ferner die Staubmenge und somit naturgemäß die Zahl der organischen Beimengungen von der Ruhe oder Bewegung der Luft abhängen, so ist es kein Wunder, daß in dicht besetzten Zimmern wegen des Staubs und des Schmutzes, der mit der Garderobe der Bewohner herein gebracht wird, und wegen des beständigen Kommens und Gehens, sowie wegen der erschwerten Säuberung der Wohnräume die Keimzahl sehr hoch, die davon abhängige Wahrscheinlichkeit des Vorkommens jener kleinen Krankheitsursachen sehr bedeutend und die Uebertragungsgeschwindigkeit sehr bringend ist.

Aber auch durch unsern Beleuchtungs- und Heizungsmaterial kann die Luft der Zimmer gesundheitschädlich werden. Der Verbrennungsprozeß von Oelen, stearinösen Körpern, Leuchtgasen, Kohlen u. s. w. erzeugt nämlich störende Nebenprodukte. Es entstehen außer lästigen, als Reizmittel wirkenden, noch nicht völlig erforschten Gasen der Leuchtstoffe vor allen Dingen Schwefelsäure, Salpetersäure, salpetrige Säure, Untersalpetersäure. Diese unangenehmen Begleitstoffe schädigen durch ihre fast tägliche Einwirkung auf die Atmungsorgane unmerklich, aber zweifellos das Wohlbefinden der Bewohner.

Schadenbringend sind ferner jene Verunreinigungen der Zimmerluft, die durch Bodenaussünstungen in Kellerwohnungen, durch unsaubere, feuchte Füllmassen, durch Hineindringen von Kanalgasen bedingt sind. Das Gleiche gilt vom Kochen und Waschen in den Wohnräumen. Denn dadurch entsteht eine gesundheitswidrige Ueberfättigung der Behausung mit Wasserdampf. Wer in einem Zimmer, das mit frisch gewaschener Wäsche angefüllt ist, einmal zu schlafen verurteilt war, wird ohne theoretische Spekulationen das Unzuträgliche einer solchen Stätte am eignen Körper erprobt haben.

Demnach sind die hygienischen Voraussetzungen unsrer Wohnräume: Licht und ungehinderte Luftzuströmung! Nur dadurch können wir allen gesundheitlichen Nachteilen entgehen, daß wir den steten Erjaß der schlecht und unbrauchbar gewordenen Luft durch gute und frische Luft von draußen erzwingen, daß wir dem Sonnenlicht, dem Feinde aller mikroskopischen Lebewesen, den Zutritt nie unnötig versagen. Daß wir ferner, wie schon oben angedeutet, auf peinlichste Reinhaltung unsrer Räume und unsrer selbst, aber auch, soweit es in unsrer Macht liegt, auch auf die Sauberkeit unsrer ganzen Umgebung hinwirken. Alle Zimmer müssen wir täglich nah aufwischen, um die bei trockenem Auflegen unvermeidliche und gefährliche Staubaufwirbelung zu verhüten. Thüren und Fenster sind alle Tage längere Zeit offen zu halten, damit der Durchzug die gefährlichen Bestandteile der Luft mit sich fortführt. Alle Quellen zur Entwicklung schädlicher Gase müssen stets umgehend beseitigt werden.



Kragen und Hut aus Pelz.

Daher ist man allmählich zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Ausatmungsluft ein giftiges Gas beigemischt sein muß, das, in abgeschlossener Raume entwickelt, schließlich auch Menschen zu töten vermag, ohne daß im Mangel an Sauerstoff oder im Ueberschuß an Kohlenäure die Ursache für diese Unglücksfälle gefunden werden könnte.

Schon der abstoßende Geruch der Luft in Räumen, die Menschen zum Aufenthalt gebietet haben, zeigt deutlich an, daß bedeutende Veränderungen ihrer elementaren Eigenschaften stattgefunden haben müssen.

Die vielfachen, bisher angestellten Untersuchungen haben indes noch keine Aufklärung über die Art dieser Stoffe zu verschaffen vermocht. Ein Teil entstammt sicher den Transpirationen, die von der Reinlichkeit der Haut und der Kleidung, von der Gesundheit des Körpers, von Alter und Geschlecht abhängig sind.

Aber ein anderer Teil, und zwar gerade derjenige, der so verhängnisvoll einzuwirken vermag, wird mit der Ausatmungsluft aus den menschlichen Lungen ausgeschieden.

Diese Substanzen besitzen eine geringe Dampfspannung und können möglicherweise auf zweierlei Art unserm Organismus schädlich werden. Wir atmen sie nämlich entweder später wieder ein, oder es entsteht durch geringen äußeren Teildruck schon eine Zurückhaltung dieser Stoffe in unserm Körper, die jene durch Kohlenäureanhäufung allein nicht zu erklärenden Unfälle in menschenüberfüllten Räumen herbeiführt.

durch unsaubere, feuchte Füllmassen, durch Hineindringen von Kanalgasen bedingt sind. Das Gleiche gilt vom Kochen und Waschen in den Wohnräumen. Denn dadurch entsteht eine gesundheitswidrige Ueberfättigung der Behausung mit Wasserdampf. Wer in einem Zimmer, das mit frisch gewaschener Wäsche angefüllt ist, einmal zu schlafen verurteilt war, wird ohne theoretische Spekulationen das Unzuträgliche einer solchen Stätte am eignen Körper erprobt haben.

Demnach sind die hygienischen Voraussetzungen unsrer Wohnräume: Licht und ungehinderte Luftzuströmung! Nur dadurch können wir allen gesundheitlichen Nachteilen entgehen, daß wir den steten Erjaß der schlecht und unbrauchbar gewordenen Luft durch gute und frische Luft von draußen erzwingen, daß wir dem Sonnenlicht, dem Feinde aller mikroskopischen Lebewesen, den Zutritt nie unnötig versagen. Daß wir ferner, wie schon oben angedeutet, auf peinlichste Reinhaltung unsrer Räume und unsrer selbst, aber auch, soweit es in unsrer Macht liegt, auch auf die Sauberkeit unsrer ganzen Umgebung hinwirken. Alle Zimmer müssen wir täglich nah aufwischen, um die bei trockenem Auflegen unvermeidliche und gefährliche Staubaufwirbelung zu verhüten. Thüren und Fenster sind alle Tage längere Zeit offen zu halten, damit der Durchzug die gefährlichen Bestandteile der Luft mit sich fortführt. Alle Quellen zur Entwicklung schädlicher Gase müssen stets umgehend beseitigt werden.

Englische Küche.

Nachdruck verboten.

Die Urteile über die englische Küche gehen auseinander. Während der eine sie als den Inbegriff rationaler und gesunder Kochkunst preist, tadelt der andre an ihr den Mangel an Abwechslung. Beide Urteile haben eine gewisse Berechtigung; denn bei ungemein kräftiger Bereitungsweise aller Gerichte macht sich in der englischen Küche ein monotones Einerlei in der Zubereitung für eine verwöhnte Zunge recht bald unangenehm bemerkbar. In neuerer Zeit kommen jedoch auch die Engländer selbst zur Erkenntnis der Fehler ihrer Küche, und sie versuchen eine Vereinerung der bisherigen englischen Kochweise mit der französischen Kochkunst zu erreichen. Seltener dies, so dürfte man die englische Küche mit Recht, wie dies unser Vorkämpfer Graf Münster in einem von ihm verfaßten Kochbuch vor Jahren that, die beste der Welt nennen können.

In den folgenden Vorschriften finden unsere Leserinnen eine Anzahl englischer Rezepte, die es wohl verdienen, auch jetzt schon in der deutschen Küche Aufnahme zu finden.

Friars chicken. (Englische Kraftsuppe.) Man setzt 2 kg Kalbfleisch mit 2 1/2 Liter Wasser auf, giebt zwei junge Hühner dazu, bringt die Brühe ins Kochen, schäumt sie und giebt zwei Mohrrüben, zwei Kohlrabi, eine Zwiebel und eine halbe Handvoll verschiedener Küchenkräuter daran. Wenn die Hühner weich sind, nimmt man sie heraus, kocht die übrige Suppe noch eine Stunde weiter und gießt sie durch. Sechs Eigelb verquirlt man dann mit einem Liter süßer Sahne, legiert die Suppe damit und richtet sie über den zerlegten, von der Haut befreiten Hühnern an. Nach Belieben giebt man etwas gehackte Petersilie an die Suppe.



Fig. 1.

haft!) Man nimmt ein gut abgelegenes Stück Rindfleisch von etwa 4 kg Gewicht aus der sog. Kluit. 40 g Salpeter, 20 g Zucker, 200 g Salz, etwas gemischtes Gewürz, Mustatblüte und gewiegte Küchenkräuter mischt man miteinander und reibt das Fleisch, aus dem man etwaige Knochen lösen muß, damit ein. Man muß es vierzehn Tage lang in dem Pökel lassen und täglich darin wenden und damit einreiben. Um es zuzubereiten, thut man es in ein flaches, passendes Geschirr, giebt 1/2 Liter Wasser darunter und 1/4 kg Schweineschmalz darüber und bereitet nun aus Mehl und Wasser einen Teig, mit dem man das Kochgeschloß luftdicht verschließt. Man stellt das Rindfleisch in einen gleichmäßig heißen Ofen und bakt es bei Mittelhitze vier Stunden. Es wird von der Kruste befreit und, nachdem es abgetropft ist, mit Meerrettichsauce serviert. Auch kalt ist es als Aufschnitt trefflich zu verwenden.

Baronets curry. Ein junges Suppenhuhn wird wie zu Frikassée zerlegt, dann mischt man etwas Cayenne mit zwei Löffel Currypulver (in Delikatessläden käuflich) und reibt die Fleischstücke damit ein. In 125 g zerlassener Butter brät man fünf in Scheiben geschnittene Zwiebeln, thut das Fleisch, wenn beides anfängt bräunlich zu werden, hinein und bräunt auch dieses auf allen Seiten. Ist das erreicht, so legt man Fleisch und Zwiebeln in einen heißen Schmortopf, gießt 1/2 Liter Milch darüber, giebt zwanzig gestopene Mandeln, den Saft einer Citrone, wenig Salz und ein Glas frisch ausgepreßten Sauerampfersaft hinzu und schmort das Gericht langsam anderthalb Stunden. Das Gericht wird mit der Brühe angerichtet und mit Wasserreis serviert.

Ham, bacon and eggs. (Frühstücksgewicht.) Man muß hierbei auf sehr mild geräucherter und ebenso gefalzener Schinken und Speck sehen, beides in zierliche, dünne Scheiben schneiden und diese einige Stunden in Milch legen. In einer irdenen Schüssel zerläßt man alsdann etwas Butter, schlägt acht bis zehn Eier nebeneinander hinein, salzt sie leicht und stellt sie auf eine heiße Herdplatte. Die Schinken- und Speckscheiben werden abgetrocknet und in einer andern Pfanne in leicht gebräunte Butter gelegt und darin unter Wenden zwei bis drei Minuten gebraten. Man richtet sie auf heißer Schüssel an und legt die ausgestopften See-eier darauf.

Kalbsteisch-Pie. Das Mittelstück eines zarten Kalbsrückens wird in Stücken zerlegt und mit Pfeffer und Salz gewürzt. Eine Pieschüssel wird am Boden mit Speckscheiben belegt, das Kalbsfleisch darauf geschichtet, mit feingeriebenen harten Eigelb, gehackter Petersilie und Zwiebeln bestreut und mit etwas kräftiger Kalbsfleischbouillon überfüllt. Ein Blätter- oder Buttermiegele wird über das Fleisch gedeckt und der Pie eine reichliche Stunde bei Mittelhitze gebacken.

Colecannon. (Englisches Gemüsegericht.) Man kocht in Salzwasser für sich einen kleinen Kopf Weißkohl, sechs Mohrrüben, fünfzehn Kartoffeln und acht große Zwiebeln. Alle diese Gemüse werden gut abgetropft und dann feingehackt. Man zerläßt jetzt 100 g Butter, thut die Gemüsemasse hinein, brät sie gut damit durch, pfeffert sie und giebt zuletzt einen Löffel dicke, süße Sahne daran.

Wassertröste. (In England beliebte Beigabe zu jungen Hähnchen.) Die Brunnenkresse wird in Salzwasser gut gewaschen, dann zehn Minuten in Wasser gekocht, auf einem Siebe abgetropft und gebackt. In Butter mit etwas Pfeffer und Salz dämpft man sie alsdann weich, thut kurz vor dem Anrichten einen Theelöffel Essig daran und richtet sie gehäuft, mit gerösteten Brotschnitten garniert, an.

Cheese-Toasts. (Frühstücksgewicht.) 100 g Gloucesterkäse wird gerieben und mit zwei Eidottern, 100 g schaumig gerührter Butter, 125 g geriebener Semmel, einem Dessertlöffel voll Senf, etwas Salz und einer Prise Pfeffer vermischt. Man röstet nun dünne, zierlich ausgestochene Brotscheiben, legt die Käsemasse dick darauf, stellt die Toasts mit einer Schüssel bedeckt in den Bratofen, bis sie unten heiß sind. Dann entfernt man die Schüssel und bräunt die Oberfläche reich mit glühender Schaufel.

Dünnter Plumpudding mit Brandy-Buttersauce. Man reibt 250 g Brot und vermischt es mit 120 g Mehl. 1/2 kg Rosinen feint man aus und reinigt sie nebst 1/4 kg Korinthen gründlich. 750 g Rindernierenfett wird fein gewiegt und dann mit 200 g feinem Zucker, der Brotkrume, Korinthen, Rosinen, 100 g gewiegtem Citronat, zehn mit etwas Milch zerquirten Eiern, zwei Glas Cognat, dem Saft zweier Citronen, etwas gehackter Citronenschale und einem Theelöffel Salz gemischt. Die Puddingmasse muß zwei Stunden ruhig stehen, bevor sie in eine mit Mehl bestreute Serviette gebunden und fünf Stunden gekocht wird. Zur Sauce rührt man 125 g Butter schaumig, fügt 100 g feinen Zucker, ein Glas Sherry und ebensoviel Cognat hinzu und rührt dies alles gut zusammen.

Yorkshire Pudding. (Beliebte Beigabe zu Roastbeef.) Aus 1 kg Mehl, 1/2 Liter warmer Milch, drei Löffel gelöster Hefe und drei Eiern rührt man einen Teig, den man gut aufgehen läßt, darauf in eine flache Form füllt und in mäßig heißem Ofen bakt. Der Pudding wird in Stücke geschnitten und um das transpirierte Fleisch gelegt. Will man ihn verfeinern, so rührt man 75 g zerlassene Butter unter den Teig.

Trifle. (Beliebte englische, süße Speise.) Am Tage vorher bakt man eine gute Biskuitorte, zu der jedes Kochbuch eine Vorschrift bringt. Man schneidet diese Orte am Gebrauchstage in lange Scheiben und bestreicht sie mit Himbeermarmelade. Kleine Makronen trinkt man in Sherry und Cognat zu gleichen Teilen und schichtet die bestrichenen Tortenscheiben abwechselnd mit den getränkten Makronen in eine Glasschale. Aus 1/4 Liter Milch und vier Eiern schlägt man über mäßigem Feuer eine dickliche Crème, die nicht kochen darf, weil sie sonst gerinnt, und gießt diese über die eingeschlachteten Sachen. Die Speise muß einige Stunden kalt stehen und wird beim Anrichten gehäuft mit steif geschlagener, mit Vanille gewürzter Sahne bedeckt.

Englische Orangemarmelade (fehlt auf keinem Frühstückstisch). Von tadellosen Sevilleorangen reibt man die äußerste Schale ab, schneidet die Orangen durch, preßt den Saft aus, entfernt alles Fasrige aus den Orangen und legt sie eine Nacht in Wasser. Am andern Tage werden die Orangen weich gekocht; man kühlt sie in kaltem Wasser, läßt sie ablaufen und schneidet sie in ganz feine Stückchen, wobei man einige Orangen zurückläßt. Diese stößt man so weich und fein, daß die Masse eine teigartige Beschaffenheit erhält. Man gießt nun den Orangensaft durch ein Sieb an die Masse, fügt auch die Stückchen und die abgeriebene Schale dazu und wiegt alles. Man kühlt ebensoviel Zucker, wie das Gewicht der Orangenmasse beträgt, thut letztere, sowie der Zucker knistert, wenn man einige Tropfen kaltes Wasser hineinbringt, in den Zucker und kocht das Ganze auf langsamem Feuer unter Rühren eine halbe Stunde. Die Marmelade wird in kleine Töpfchen gefüllt und, wenn sie erkaltet ist, luftdicht verschlossen. L. S.



Fig. 2.

Englische Weißfischsuppe. Zwei mittelgroße, gereinigte und vorgerichtete Weißfische schneidet man in Stücke, legt sie, mit Ausnahme der Kopf- und Schwanzstücke, in eine mit Butter bestrichene Pfanne, giebt drei gehackte Schalotten, einen Eßlöffel gehackte Petersilie und eine Prise Mustatblüte daran und stellt sie vorläufig zurück. Aus 25 g Fleischextrakt bereitet man etwa zwei Liter gute Bouillon, thut die zurückbehaltenen Fischstücke hinein und kocht sie eine halbe Stunde darin. Vierzig Austern werden geöffnet, der Saft zur Bouillon gehoben und diese durchgeseiht. Man verdickt die Suppe mit braunem Buttermehl, brät nun die Fischstücke etwa fünf Minuten in der Pfanne, nimmt sie dann heraus und thut sie mit den Austern in die Suppe, in der sie noch sechs Minuten langsam ziehen müssen. Zuletzt giebt man noch 1/4 Liter Sherry, eine Prise Cayenne und einen halben Eßlöffel Citronensaft an die Suppe, läßt sie nochmals recht heiß werden, ohne daß sie kochen darf, und richtet sie dann sofort an.

Hammelrücken auf englische Art. Ein schöner Hammelrücken wird gehäutet, mit Salz eingerieben und, falls man ihn der englischen Kochweise gemäß am Spieß brät, wieder mit der abgelösten Haut bedeckt. Der Schwanz wird gespalten und nach rechts und links halbmondförmig aufgespießt, sodas zugleich die Nieren mit durchstoßen werden. Man läßt die Haut bis fünfzehn Minuten vor dem Anrichten auf dem Braten. Zu dieser Zeit entfernt man sie und begiebt den offen bratenden Rücken oft mit seinem abgetropften Fett. Zuletzt wird wenig Mehl über den Braten gestäubt und er noch so lange gedreht und begossen, bis er schaumig aussieht. Man durchsticht ihn mit einem silbernen Spieß, den man mit allerhand zurechtgeschnittenem Wurzelwerk garniert, und giebt als Sauce 10 g gehackten, englischen Mint (Pfefferminze), 25 g feinen Zucker und 1/2 Liter Essig zum Braten. Diese Zutaten werden so lange miteinander verrührt, bis der Zucker aufgelöst ist.

Hammelrippchen. (Mutton chops, englische Originalvorschrift.) Man schneidet die Hammelrippchen zierlich zurecht, schlägt sie auf beiden Seiten mit einem flachen, mit etwas Wein benetzten Messer, reibt sie mit Salz und feinem Pfeffer ein und legt sie nebeneinander auf einen vorher erhitzten Rost. Man röstet sie unter häufigem Wenden etwa sechs Minuten, richtet sie auf heißer Schüssel an und giebt die folgende Sauce dazu. Man reibt 40 g Butter zu Schaum, giebt einen Theelöffel Champignonsoja, einen Theelöffel Citronensaft, 1/2 Theelöffel Mostich, etwas Cayenne, wenig abgeriebene Citronenschale und etwas Anchovis- oder Sardellenessenz dazu, vermischt dies mit 1/2 Liter brauner Kraftsauce, rührt es heiß und gießt es über die angerichteten Rippen.

Baked round of beef. (Vorzüglich saftig und nahr-



Fig. 3 und 4. Beschreibung Seite 461.

Briefkasten.

Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnementquittung für das laufende Quartal enthalten. Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet.

C. v. B. in Neval. Ganz recht; es gilt stets, aus all den verschiedenen Modeneinheiten das für die einzelne Persönlichkeit Passende richtig herauszufinden. „Nur wenige Frauen sind von Natur lieblich,“ sagt Duida, fügt aber mit Recht hinzu: „Keine braucht das Gegenteil zu sein.“

B. K. in Czernowitz. Der Spinell ist rosenrot oder karmesinrot, der Granat rot, ins Violette spielend, der Opal milchweiß, der Türkis hellblau, der Amethyst violettblau, der Achat verschiedenfarbig, ebenso der Jaspis, meist grün, gelb oder rot, auch gestreift.

A. N. in Wianenburg a. S. Bryms „Patent-Tailenverschlässe“ sind in der That praktisch und zu empfehlen. Sie bestehen aus einem einzigen Stück und lassen sich daher weit leichter und besser einnähen als Haken und Dosen. Sie sind für die verschiedenen Tailen verschiedenartig hergestellt. Es giebt sowohl für seidene Tailen, wie für Sport- und für englische Tailen besondere Verschlässe, die sich leicht öffnen und schließen lassen, ohne von selbst aufgehen zu können. Das Einschließen von Fischbein oder Stahlspangen neben dem Hakenverschluss ist bei den Brymschen Verschlässen, die im übrigen solid und dauerhaft hergestellt sind, unnötig.

B. C. in Wasel. Wir können die Komposition aus Mangel an Raum nicht zur Verwendung bringen.

K. v. D. in Köln. Sie können sofort sehen, ob Kreide im Mehl ist, wenn Sie einen Theelöffel Mehl in ein Glas thun und die doppelte Menge Weingeist und einige Tropfen verdünnte Salz- oder Salpetersäure hinzuschütten. Der Kreidgehalt verrät sich durch Aufbrausen.

Abonnementin in Heusweiler. Reineclauden bringt man am besten frisch auf die Tafel. Wo das nicht geht, ist ein Einmachen in den Heißerischen oder Wollfischen Einmachgläsern zu empfehlen. Die Reineclauden müssen etwa zwanzig Minuten kochen.

M. A. in Altenburg. Der bittere Geschmack frischer Gurken läßt sich dadurch beseitigen, daß Sie die Gurken schälen, der Länge und Quere nach durchschneiden und sie gut 48 Stunden lang in hohen, irdenen Gefäßen in kaltem, frischem Wasser, das zweimal erneuert werden muß, liegen lassen. Das Wasser nimmt dann den bitteren Geschmack an, ohne den wohlschmeckenden Gurkenensaft aus der Frucht zu ziehen.

L. B. in Hamburg. Bühnenaugenfarbe von Lauterbach in Breslau ist nach der Unternehmung Dr. Wellers im Chemischen Untersuchungsamt der Stadt Darmstadt ein Gemisch aus 28 Teilen Waachs und 50 Teilen Fett mit 17 Teilen Saltsäure.

A. H. in Gera. Einen Filzhut, den Sie aufrischen wollen, bestreichen Sie vorsichtig — am besten mit einem reinen Schwamme — mit einer Lösung von Ammoniak, kohlenstoffsaurem Natron oder mit Sodawasser. Dabei darf der Hut nicht zu naß gemacht werden, damit er seine Form nicht verliert.

O. v. W. in Petersburg. Gewiß, auch in Parisium wechelt die Mode; jetzt dominiert das Veilchenparfüm.

Allerlei fürs Haus.

Nachdruck verboten.

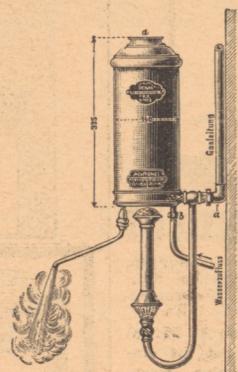
Verstellbarer Theebehälter. Das hier abgebildete neue Gerät ist außerordentlich praktisch, denn man kann ebensogut größere wie kleinere Mengen von Thee darin aufnehmen, den Behälter also für jede beliebige Personenzahl und für jede Theekanne verwenden. Zur vollständigen Ausnutzung der Theeblätter ist es bekanntlich nötig, daß sie in trockenem Zustande nicht mehr als die Hälfte des Behälters anfüllen, um im Wasser vollkommen aufquellen zu können; diesen Vorgang erleichtert die Verstellbarkeit des neuen Gerätes sehr, das nach der Füllung, wie aus der Abbildung leicht ersichtlich, nur heruntergezogen zu werden braucht und dessen unterer Teil durch eine kleine Drehung in jeder gewünschten Höhe in einem der seitlich angebrachten Einschnitte festgestellt werden kann. Der Theebehälter ist aus vernickeltem Metall angefertigt und, zum Zwecke leichter Entfernungen aus der Kanne, mit einem verstellbaren Rädchen versehen. Er hat einen Durchmesser von 5 cm, ist 5 1/2 cm hoch, ausgezogen 9 cm, und kostet 1 M., bei portofreier Zustellung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 1,25 M. (Bezugsquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten C. G. H. n., Berlin, SW. Leipzigerstr. 88).

Verstellbarer Theebehälter.

Pflaumen kann man auf folgende Weise bis zum nächsten Frühjahr aufbewahren. Sie müssen an einem sonnigen, ganz trockenen Tage gepflückt werden, wenn sie reif, aber noch nicht weich sind. Man läßt sie etwa 36 Stunden in einem trockenen Raume ausdünsten. Dann schichtet man sie, am besten in einem neuen, ganz trockenen Steintopfe, in dem noch nie Wasser gewesen ist, zwischen Kleie und Mehl so ein, daß die Stiele nach unten gerichtet sind und keine Pflaume die andre berührt. Der gefüllte Topf wird mit Pergamentpapier und einer Blase luftdicht verschlossen und an einem frostfreien, trockenen und kühlen Orte aufbewahrt. Will man die Pflaumen verwenden, so wäscht man die Kleie von den Früchten ab, legt diese in ein Haarfieb und hält sie einige Augenblicke über den Dampf kochenden Wassers.

Zum Reinigen von Glacehandschuhen verwendet man sehr zweckmäßig Milch und Seife. Man breitet die Handschuhe auf einem mehrfach zusammengelegten, reinen Tuche aus, befeuchtet ein Stückchen Flanell mit Milch, streicht damit über ein Stück gute, neutrale Seife, am besten venezianische oder Olivenölseife, und reibt damit die Handschuhe kräftig ab. Die Seife wird darauf noch mit etwas Milch wieder herausgerieben und die Handschuhe bei gewöhnlicher Temperatur an einem zugigen Ort getrocknet. Durch die Verwendung von Milch bleibt das Glaceleder weich, elastisch und glänzend.

Schnell-Wasserehiger. Ein originelles, dabei sehr einfaches, neues Küchengerät ist der nachstehend abgebildete, von dem Ingenieur Junkers in Dessau erfundene Schnell-Wasserehiger, der fast sofort nach dem Anzünden der Flamme warmes Wasser giebt, das als Spülwasser oder zur Herstellung eines heißen Bades benutzt und in seiner Temperatur beliebig reguliert werden kann. Kochendes Wasser für Kaffee- oder Theebereitung liefert der Apparat in wenigen Minuten. Er wird durch Gas erhitzt, läßt das Wasser in seinen Innern stetig in die Höhe steigen und arbeitet sehr sparsam, da infolge der patentierten Konstruktion des inneren Heizkörpers die Heizkraft des Gases fast vollständig (bis zu 92 Prozent) ausgenutzt wird; ein Eimer heißes Wasser erfordert etwa 1/2 Pfennig Gasverbrauch, ein warmes Kinderbad stellt sich auf ca. 3/4, ein großes Bad zu 20 Eimern Wasser auf etwa 10 Pfennig. Gas- und Wasserleitungsanschluß sind allerdings notwendige Voraussetzungen für den Gebrauch des praktischen Apparates, der sich einfach und gefahrlos handhaben läßt. Er wird in fünf verschiedenen Größen zum Preise von 45 bis 160 M. aus verzinnem Kupfer hergestellt und sieht elegant und sauber aus. (Bezugsquelle: Ernst Junkers in Berlin, SW. Junferstraße 14).



Schnell-Wasserehiger.

Auflösung des Rätselbüchchens Seite 434. Oliber, Olibe.

Auflösung des Homonymen Seite 434. gießen, Gießen.

Auflösung der französischen Rätselfrage Seite 434. Un miroir est poli, un homme incivil ne l'est pas.

Herzrebus.



Dreifaltige Scharade.

Mein Erstes herrscht noch überall in Haus und Staat, Mein Zweit' und Drittes in Herrn Faures Ministerrat. Vereint bin ich des Krönungsmantels prächtige Zier, Getrennt verschließ' ich freiem Handel jetzt die Thür. R. G.

Schieberätsel.

Wasser, Riborno, Erzherzog, Magnet, Georg, Schwerin, Dporto, Meiningen, Ananas, Helene, Nantes.

Die vorstehenden Wörter sollen berart untereinander gestellt werden, daß zwei bestimmte Buchstabenreihen, abwärts gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Französisches Rätsel.

Tournez l'article devant une bête, Et dans une ville de France vous êtes.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Insertionspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W. pro Nonpareille-Beile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.

Schering's Malyertrakt

Ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Stärkung für Kranke und Reconvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc.

Maly-Extrakt mit Eisen gehört zu dem am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisensmitteln, welche bei Blutarmut (Blutschwäche) etc. verordnet werden. Fl. M. 1.— und 2.— wird mit großen Erfolge gegen Phthisis (englische Krankheit) gegeben und unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Preis Fl. M. 1.—.

Maly-Extrakt mit Kalk

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19. Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Grosse Berliner Schneider-Akademie. Gründlichste Ausbildung in der Herren- und Damen-, sowie Wäscheschneiderei. Kurse am 1. u. 15. jed. Monats. Prospekte gratis. Lehrbücher. Schnittmuster Versand. System Kuhn, früher Rothes Schloss, jetzt Berlin W., Leipziger Strasse 117/118.

Canfield Schweissblatt. Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht. Unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid.

Canfield Rubber Co., HAMBURG, 11 Scholvien's Passage.

Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield“. Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigelegt.

Für Modistinnen! Einzel-Verkauf zu Engros-Preisen. Illust. Preisliste u. Muster gratis u. franco.

Verschnürungen, Besätze, Spitzen, Sammet und Seidenwaren.

Taillenfutter, zweiseitig Mtr. 40 A
Satin, zweiseitig „ 58 A
Gaze Ia, Mtr. 16 A Jaconet „ 23 A
Eisengarn 80 cm breit prima „ 50 A
Moirée 80 cm, schw. u. coul. Mtr. 33,38,43 A
Rosshaargaze 118 cm breit à Mtr. 48 A
Schweissbl., Trioot, echt Gummi Dtz. 2.50
Prima Satin Gurtband 25 Mtr. für 2.00

S. Mecklenburg, Berlin, O. 27. 83 Blumenstr. vis-a-vis Wallnertheaterstr.

Fort mit den Hosenträgern!!

Zur Ansicht erhält jeder franco gegen Franco-Nachsendung 1 Gesundheits-Spiralhosenträger; bequem, stets passend, gesunde Haltung, keine Athemnot, kein Druck, kein Schweiß, kein Knopf. Preis 1,25 M. (3 St. 3 M. p. Nachn.). Schwarz & Co., Berlin 322, Annenstr. 23. Bertr. gef.

EUCASIN patentirt.

Bestes und billigstes Ernährungs- und Kräftigungsmittel für Bleichsüchtige, Lungenkranke, Magenkranke, Genesende, Kinder und schwächliche Personen. Reines Milchpräparat. Nährwerth: 1 kg Eucasin mehr als 4 kg bestes Fleisch. Die Fabrik versendet eine Kostprobe Eucasin nebst Kochrezepten franco gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken. Preis per 100 gr. Büchse Mk. 1.25.

EUCASIN-CAKES äusserst wohlschmeckend, leicht verdaulich, heben die Muskelkraft. Nährwerth höher als bestes Fleisch. 1 Packet mit 20 Stück kostet 60 Pf. Radfahrern, Ruderern und Touristen besonders zu empfehlen. Käuflich in den Apotheken, Drogen-, Colonialwaren- und Delicatess-Handlungen, Conditoreien. Majert & Ebers, Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate, Grünau-Berlin.

Hervorragend feine Qualitäten. **CAFFEE** Garantirt rein, keine Mischungen!!

Director Versand in Postpacketen. Engrospreise auf Anfrage. **G. S. Wedekind & Co., BREMEN.**

Preise per Pfund verzollt gegen Nachnahme	
86 Pf. Original Brasil	117 Pf.
97 „ ff. verlesen. Campinas	129 „
103 „ ff. grossboh. Columbia	144 „
117 „ prima Lavé	156 „
129 „ ff. gewaschen. Guatemala	169 „
134 „ ff. gewaschen. Portorico	175 „
148 „ hochfeiner Java	192 „
153 „ echt arab. Mocca	199 „



WEIBLICHE SCHÖNHEIT UND GRAZIE

PRYM'S

Neueste Taillen-Verschlüsse

nach Angabe der ersten Confectionaire Paris', Londons und Wiens hergestellt: das denkbar Vollkommenste, was je geschaffen werden kann. Nicht mehr das Annähen einzelner Haken und Oesen nöthig. Der ganze zu einer Taille erforderliche Verschluss aus einem Stück gebildet.

Prym's Princess-Verschluss für hochfeine seidene Toiletten- und Blousen, bei denen es von grosser Wichtigkeit, dass der Verschluss die Taille nicht unnöthig beschwert und stark macht.

Prym's Viktoria-Verschluss für hochfeine besonders sogenannte Schneiderkleider, wo alles auf recht straff gezogene Nähte ankommt. Das Fischbein wird durch neun aus einem einzigen Stück Draht angefertigte Haken und Oesen, aus feinsten Aluminium-Bronze hergestellt, ersetzt.

Prym's Ideal-Verschluss für Taillen, die hinten (auf dem Rücken) geschlossen werden. Kein Fischbein, keine Stahlstäbe nöthig. Der Effect dieses Verschlusses ein wirklich wunderbarer.

Prym's Blitzfeder-Verschluss
Prym's Reform-Verschluss * *
Prym's Gladiator-Verschluss

Verschlüsse, die mit der Nähmaschine angenäht werden können. Öffnen sich niemals von selbst, geben jeder Bewegung des Oberkörpers nach und sind geradezu unverwundlich stark.

Zu kaufen in allen besseren Posamenten- und Kurzwaren-Handlungen.

William Prym'sche Werke Stolberg Rh., Aachen, Berlin, Wien, Paris.



LOHSE'S Edelveilchen

Der köstlichste Veilchenduft dem frischgepflückten Veilchen gleich.
Parfüm — Puder — Brillantine — Toilettewasser — Seife — Riechkissen

GUSTAV LOHSE Königlich Hoflieferant

BERLIN W., Jäger-Strasse 45/46.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Seit dem Jahre 1868 wird

Berger's medicinische THEERSEIFE,

die an Kliniken und von vielen praktischen Aerzten erprobt wurde, nicht nur in Oesterreich-Ungarn, sondern auch in Deutschland, Frankreich, Russland, den Balkanstaaten, der Schweiz etc. gegen Hautleiden, insbesondere gegen

Hautausschläge verschiedener Art,

mit bestem Erfolge angewendet. Die Wirkung der Berger'schen Theerseife als hygienisches Mittel zur Entfernung der Kopf- und Bartschuppen, zur Reinigung und Desinfection der Haut ist gleichfalls allgemein anerkannt. Berger's Theerseife enthält 40% Holztheer und unterscheidet sich wesentlich von allen übrigen Theerseifen des Handels. — Zur Verhütung von Täuschungen begehre man ausdrücklich Berger's Theerseife und achte auf die hier abgedruckte Schutzmarke.



Bei hartnäckigen Hautleiden wird an Stelle der Theerseife mit Erfolg

Berger's medicinische Theer-Schwefelseife

angewendet. Als mildere Theerseife zur Beseitigung aller Unreinheiten des Teints, gegen Haut- und Kopfausschläge der Kinder, sowie als unübertreffliche kosmetische Wasch- und Badeseife für den täglichen Bedarf dient:

Berger's Glycerin-Theerseife,

die 85% Glycerin enthält und fein parfümirt ist. Preis per Stück jeder Sorte 60 Pf. oder 35 kr. sammt Gebrauchsanweisung. Zu haben in allen Apotheken der öst.-ung. Monarchie u. in den meisten Apotheken des Deutschen Reiches.

Mann & Stumpe's Mohair-Besenborde

überall anerkannt solideste, vornehmste Schutzborde, welche infolge glatter und elastischer Plüschfäden keinen Staub aufnimmt.

Nachahmungen dieser Einzig Echten Mohairwaare sind bekanntlich nur zum Nachtheile des Käufers.

Daher beachte man die auf der Pappe gedruckten Namen der Erfinder:

Mann & Stumpe

Barmen.

Unsere Waare ist nur in besseren Geschäften erhältlich,

für Seiden- und Stoff-Kleider unentbehrlich.

Viele Damen

beachten noch nicht genügend die Thatsache, dass bei Kleiderschutzborden mit krausem, rundem Plüschrand die seitwärts nach aussen abstehenden Plüschfäden Strassenstaub und Schmutz festhalten und in Folge dessen dem Kleiderrand ein unsauberes Aussehen geben. Dadurch, dass bei der Vorwerk'schen Borde die senkrecht stehenden Plüschfäden sämtlich den Boden berühren, reinigen sie die Bürste fortwährend selbstthätig von Schmutz und Staub, und die Vorwerk'sche Veloursborde verleiht deshalb dem Kleidersaum stets einen sauberen Abschluss.

Lassen Sie sich daher beim Einkauf von Kleiderschutzborden durch einen geringen Preisunterschied nicht abhalten, die als vorzüglich und fast unverschleissbar längst bewährte, mit dem Stempel des Erfinders „Vorwerk“ versehene Originalqualität zu kaufen, und hüten Sie sich vor den vielen minderwerthigen und unsoliden Nachahmungen.

Guajacetin

Deutsche Reichspatente No. 87336, 87668 und 87669, dargestellt von der Firma Majert & Ebers, G. m. b. H., Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate in Grünau-Berlin, ist das anerkannt beste und unschädlichste Mittel bei Lungenerkrankungen

wie Lungenkatarrh, Spitzeninfiltration, sogar fortgeschrittener Lungenschwindsucht, sowie Appetitlosigkeit. Unterstützendes Mittel bei Tuberkulinbehandlung. — Kein Kresot, kein Guajacolpräparat. — Fehlen von schädlichen Nebenwirkungen. Käuflich in den Apotheken in Gläsern zu Mark 3.40, Mark 6.50 und Mark 12.50.

Die Firma versendet Litteratur über Guajacetin gratis und franco.

Sanatorium Klushügel

bei Osnabrück. Das ganze Jahr geöffnet. Vorzüglichst eingerichtete Heilanstalt für das gesammte Wasserheilverfahren. Dampfbäder, römisch-irische Bäder, kohlen-saure Bäder, Warmbäder, Medicinalbäder, temperirte Bäder, Douchen aller Art, Wickel und Packungen, Kneipp'sche Kaltwasseranwendungen, Sonnen- und Luftbäder, Massage, Heilgymnastik, Diätikuren. — Prospekte durch Dr. med. Grosskopf.

Prämiirt auf den meisten grösseren Ausstellungen mit ersten Preisen.

Eigenbau-Weine

aus den grossen, mit den edelsten Rebensorten bepflanzten Weinanlagen der Gutscherrschaft Bisenz, namentlich auch diabetischen Rothwein aus Burgundertrauben empfiehlt die

Gräfl. Reichenbach-Lessonitz'sche Weinkellerei in Bisenz (Mähren).

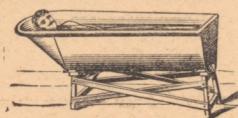
Feine Weissweine, Riesling und Traminer 40—60 fl. ö. W. pro hl.
Rothwein, Burgunder 40—55 fl. ö. W. „ „

Man verlange ausführliche Preiscurante! Vertreter gesucht.

Bade zu Hause!

ist Schutzmarke für die Baadeinrichtungen, welche infolge ihrer praktischen Konstruktion und der vielen Neuerungen überall eingeführt sind.

Normal-Badewanne (von 26 M. an) ist die einzige transportable Wanne, welche sich in rationeller Weise mit Gas, Spiritus oder Kohlen heizen lässt.



Circulations-Bade-Einrichtung

No. 80—81 94 M. ist die beste für Badezimmer ohne Wasserleitung.

Cylinder-Bade-Einrichtung

No. 70 mit Mischbatt. und Brause 130 M. ist die empfehlenswerthe für ein Badezimmer mit Wasserleitung.

Badestühle mit regulirbarer Feuerung haben sich von allen Systemen am besten bewährt. 30 M. ohne und 42 M. mit Heizvorrichtung.

Douche-Apparat mit und ohne Pumpwerk (von 32 M. an), Douche-Eimer (von 9 M. an) sind die besten, im Gebrauch die einfachsten.

Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 144, Köpenicker Landstrasse. Eigene Kaufhäuser: Berlin, Kommandantenstrasse 60 und Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 55.



Gericke's Zwieback seit Alters in unserer Kaiserl. Familie verwandt, ist echt in Berlin bei Schultze Söhne, Potsdamer Strasse 1, und in allen ersten Delikatesshandlungen.



Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Braut-Seidenstoffe

in weiß, schwarz und farbig mit Garantiefchein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei ins Haus zu wirklichen Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & C^{ie}, Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).

MANN & SCHÄFER'S RUNDPLÜSCH Kleider-Schutzborde

ist unbestreitbar das Beste, Eleganteste und dabei Preiswerthe, was heute in Schutzborden existirt; nur ächt, wenn jedes Stück unsern Namen trägt.



Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige Diachylon-Pflaster fein vertheilt in Puder — eine bisher nicht dagewesene Form — unter Beimischung von Borsäure. Unübertroffen als Ein-streumittel für kleine Kinder, gegen Wund-laufen der Füße, überliechenden Schweiß, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr Dr. Vömel, Chefarzt an der hiesigen Ent-bindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der Fabrik pharmaceutischer Präparate von Herrn Karl Engelhardt dar-gestellte antiseptische Diachylon-Wund-Puder wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschließlich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor anderen, dass er nicht so stark staubt, den Athmungs-organen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wund-sein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich ge-worden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweißfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortreflich. Auch andere Collegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen.“

Zu beziehen durch die Apotheken. **Karl Engelhardt, Frankfurt a. M., Rosenapotheke.** Fabrik pharmaceutischer Präparate.



In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung: Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flaçons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch Farbwerke, Höchst a. M., Deutschland.

Unerreicht sind Löwe-Fahrräder.



Direkter Verkehr nur mit Wiederverkäufer. General-Vertretung: **Richard Rochlitz, Berlin S., Prinzenstrasse 34.**

Probieren Sie **KAPPUS-SEIFE** die allein ächte **Konkurrenz-Seife** überall erhältlich Preis 25 Pfennig Fabrikant **M. KAPPUS, Offenbach a. M.**

Seelen-

u. Charakter-Analyse aus d. Handschrift. Mit pr. 2. u. Selbststud. d. Graphologie, frupp. 3. u. verblüff. Befenntn. a. d. G. (D. u. S.) über b. geh. u. int. Innenleb., ausgerollt durch m. bis a. b. Grenze d. U. reich. Entzühl., die hochgef. Spannkr. u. neue Lebensfr. bringen. 1,50 M. + 20 A. Porto in Marken aller Länder oder Nach-nahme an P. P. Liebe, Meister der wissen-schaftlichen Psychographie in Augsburg.

Gochfeine **Damentuche**, schriftlich empfohlen durch Frau Baronin von M. in G., Frau General von R. in G., Frau Oberst von E. in B., Frau Bürgermeister Dr. R. in B. u. i. w., prachtvolle neue Farben, verjendet auch an Private, Muster frei, Tuchfabrikant **Otto Honymus in Sagan 7.**

Damen, welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Packeten abgewogenem Thee der Firma **E. Brandsma, Amsterdam** zu überneh-men geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **E. Brandsma, Köln a. Rh.,** wenden zu wollen.

Schwarze und farbige Kleiderstoffe, enorme Muster-Auswahl, reine Wolle, von 50 Pfennig an Aufträge von 15 Mark an franco Proben und Kataloge frei **J. W. Sälzer, Hannover.**

Unschädlich absolut sicher ist ENT HAARUNG

nur durch **Antikrinin**. Original-Dose gegen M. 2,20 in Marken bei **Dr. Perl & Co., Berlin, Scharnhorststr. 8.**

Kanariensänger empfiehlt mit tiefen Touren und Nachtigallenschlag. Garantie für Güte und lebende Ankunft. Preisliste frei. **Ad. Janson, Bad Lauterberg, Harz.**

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissen-schaftl. Methode (Schrift v. Dr. Clason) vers. geg. 145 A. **J. Alt, Buchhdlg., Frankfurt a. M.**

Berehrteste Dame! Ihre **graziöse Figur**

allein bedingt keine wahre Schön-heit. Vor allem sollte sich jede Dame diejenigen kosmetischen (Schönheits-) Mittel verschaffen, durch deren An-wendung sicher ein blendend schöner, rosigweißer Teint erzielt wird. Welt-berühmt sind Crème Grolsch und Grolschseife. Als beste Schönheits-mittel überall bekannt, daher auch preisgekrönt. Man kaufe nur diese. — Preis Mk. 2.— Haupt-Depot in der Engeldrogerie **Joh. Grolsch in Brünn (Mähren)**, sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Drogisten.